

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Lady Ghoul

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Lady Ghoul

John Sinclair Taschenbuch Nr. 85

von Jason Dark

erschienen am 12.04.1988

Titelbild von Wayne de Barlowe

Bastei Verlag

Lady Ghoul

Niemand wußte, woher Celeste gekommen war. Die einen verglichen sie mit einer antiken Göttin, die anderen wollten aus ihr einen Filmstar machen. Keiner kam der Wahrheit nahe. Ein Popsänger gab den ersten Tip. In einer Talkshow hatte er neben der schönen Celeste gesessen und gemerkt, daß sie nach alten Leichen roch...

Celeste wurde ein Fall für mich. Schon bald hatte ich einen Namen für sie gefunden - Lady Ghoul...

Die Welt unter Wasser war einmalig!

Tief und unendlich weit. Verschwommen und gleichzeitig klar. Still und dennoch voller Geräusche. Eine Welt für sich, kaum zu beschreiben, aber auch tödlich!

Daran dachte Phil Garner nicht, als er sich mit ruhigen Schwimmbewegungen durch diese Welt bewegte und sich wie ein Fisch unter Fischen vorkam. Er schwamm dicht unter der Wasseroberfläche. Wenn er tiefer ging, wurde es gefährlich, also blieb er auf dieser »Höhe«. Dieser Teil des Mittelmeeres war einfach herrlich. Noch nicht so verschmutzt und warm. Selbst im November tauchten hier noch die Enthusiasten.

Man soll nie allein tauchen.

An diese Regel hielt sich auch Phil Garner, obwohl er sich allein unter Wasser bewegte. Aber sein Freund und Kollege aus dem Tauchclub wartete oben im Boot. Sie hatten eine bestimmte Zeit ausgemacht. Tauchte Phil dann nicht auf, würde Ernie Balsam Maßnahmen ergreifen. Das alles kannten sie, das war abgesprochen. Da konnte sich einer auf den anderen verlassen. Zudem war diese Gegend, in der sie sich bewegten, kein absolutes Neuland mehr. Phil kannte sich unter Wasser aus, und er hatte einen bestimmten Grund gehabt, in diesem Areal wieder in die Tiefe zu gehen.

Ihn interessierte das Gebirge!

Es waren andere Berge als die Grampian Mountains seiner schottischen Heimat. Hier unter Wasser waren sie aus Korallen entstanden, die sich im Laufe der Jahrtausende gebildet und diese Umgebung geschaffen hatten.

Eine wilde Natur, durchzogen von Gängen und Höhlen. Wände mit tiefen Spalten und Rissen, die als Schlupfwinkel für scheue, aber auch für gefährliche Fische galten.

Nicht nur dieses Gebirge interessierte Phil Garner, auch noch etwas anderes.

Das Rätsel, das Geheimnis...

Es war nicht zu fassen, es war nicht zu erklären, eigentlich nur ein Gerücht, eine Legende, die durch Flüsterpropaganda zufällig an Phils Ohren gedrungen war.

Es ging um die Frau!

Ein rätselhaftes, ein geheimnisvolles Wesen. Eine Göttin, sagten die einen. Andere wiederum sprachen von einer Dämonin, und dritte redeten von der Sternenfrau. Für sie war es eine Person, die den weiten Weg aus dem Weltall nicht gescheut hatte, auf der Erde geblieben war, bereits seit Tausenden von Jahren existierte und mit dem sagenumwobenen Kontinent Atlantis versunken war. Sie war nicht gestorben, wie viele andere, sie hatte es geschafft, sich den neuen Lebensgewohnheiten anzupassen, und lebte in der Tiefe des Meeres. Sogar einen Namen hatte man ihr gegeben.

Celeste...

Ein Name wie Musik. Allein das Aussprechen dieses Wortes ließ manchen Männern einen Schauer über den Rücken gleiten. Niemand hatte sie bisher richtig sehen können. Einige Fischer hatten sie entdeckt. Da war sie aus dem Meer gestiegen, eingehüllt in eine Nebelwolke, und hatte nur mehr ein verschwommenes Bild abgegeben. Dennoch hatten die Fischer von ihrer überwältigenden Schönheit gesprochen und von einer Ausstrahlung, die über Meilen hinweg ging. Genauer aber waren sie nicht auf diese Aura eingegangen.

Schon fast ein Dutzend mal war Phil Garner in diesem Gebiet getaucht. Sein Freund Ernie kannte die Geschichte von Celeste zwar, er glaubte sie jedoch nicht so recht, lächelte darüber, aber Phil ließ sich davon nicht abbringen.

Er hatte die Nächte hindurch in Fischerkneipen gesessen und den Gesprächen gelauscht. Es mußte einfach etwas Wahres an dieser Legende sein. Das wollte er herausfinden.

Auf seinem Rücken lagen zwei Preßluftflaschen. Der Sauerstoff reichte für eine Weile. Es würde ihm gelingen, wieder einmal tiefer in diese unterirdische Welt einzudringen und vielleicht das Versteck der schönen Celeste zu finden.

Vielleicht...

Vor ihm verdunkelte sich das grünblaue Wasser. Für Phil war es kein Grund zur Panik. Er wußte genau, daß es sich dabei um die hohen Korallenfelsen handelte, die scharf, kantig und auch riesig in die Höhe stiegen, wobei sie erst dicht unter der Oberfläche ihre Gipfel besaßen. Dieses Gebiet war für Schiffe mit großem Tiefgang gefährlich. Als Fremder benötigte man einen Lotsen, und die Touristschiffe mieden auf ihren Kreuzfahrten diesen Teil des Mittelmeeres. Er bewegte sich auf das »Gebirge« zu. Phil Garner gehörte zu den exzellenten Tauchern. Seine Verlobte hatte mal erklärt, er wäre mehr Fisch als Mensch. In der Tat fühlte er sich im Wasser auch wohler. Zusammen mit einem Schwärm silbrig glänzender Leiber näherte er sich der hohen Wand.

Die Stelle, die er suchte, hatte er sehr bald gefunden. Hier sah die Korallenwand aus, als hätte jemand ein Loch hineingesprengt. Es war nicht mit der Öffnung eines Tunnels zu vergleichen, denn an den Innenrändern standen zackige Steine vor und manche davon waren spitz wie Messer.

Phil gab sich Schwung und glitt hinein.

Wie ein Fisch, dachte er und lächelte. Er hatte ein gutes Gefühl. Schon am Morgen, als er den wolkenlosen Himmel über dem Meer betrachtete, wußte er, daß es ein besonderer Tag für ihn werden würde... Jetzt tauchte er durch den Stollen.

Geschmeidig bewegte er sich dabei. Die Tauch-Routine war ihm anzusehen. Manchmal mußte er sich auch drehen, weil die Strömung ihn packte und zu nah an eine der beiden Wände drückte. Für ihn bedeutete es eine Kleinigkeit, die Richtung zu korrigieren. Am Ende

des Tunnels nahm die Strömung an Stärke zu. Das spürte auch der einsame Taucher, dessen Körper ohne Hilfe schneller wurde und dem Ausgang entgegentrieb.

Dann kam er sich vor wie ein Korken, den jemand ausgespien hatte. Der Tunnel lag plötzlich hinter ihm. Die Gewalt des Wassers schleuderte ihn in eine übergroße Schüssel hinein, die auch den Namen Tal verdiente. Ein Unterwassertal, dem Phil einen zweiten Besuch abstattete. Er hatte seinem Freund Ernie viel davon erzählt, die ungefähre Lage nur angedeutet, das Rätsel wollte er allein lösen.

Der Sauerstoff würde noch ziemlich lange reichen. So lange, wie er brauchte, um das Tal zu durchschwimmen und auch zu durchsuchen. Er konnte sich gut vorstellen, daß in dieser Tiefe die geheimnisvolle Celeste ihren Wohnort besaß.

Eine sehr starke Unterwasserlampe war an seinem Gürtel befestigt. Er schaltete sie ein und folgte dem Strahl mit seinen Blicken. Die hohen Felskrallenwände, die das Tal einrahmten, erreichte der Strahl nicht. Sie stiegen noch nicht sofort steil an, sondern erst flacher, dann aber stachen sie in die Höhe.

Turmgleich, gewaltig und schienen für die Ewigkeit errichtet worden zu sein.

Er durchschwamm das weite Tal, durch das auch hier die Strömungen trieben und mit dem feinen Sand spielten.

Ihm fiel auf, daß er zu den wenigen Lebewesen zählte, die sich in dem Tal aufhielten. Wo waren die Fische? Vor dem Gebirge waren sie sehr zahlreich gewesen, hier allerdings nicht.

Ab und zu sah er einen Fisch, aber der machte ihm einen erschreckten Eindruck, als hätte er sich verschwommen, und fand sehr schnell seinen Fluchtweg innerhalb der zahlreichen Spalten und Risse in der Felswand. Große Öffnungen suchte der einsame Taucher vergebens. Zwar gab es genügend breite Spalten, in die auch er sich hineinklemmen konnte, aber diese Tunnels oder Röhren waren nicht

vorhanden.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Kreise über dem welligen Grund zu drehen und ihn mit der Lampe anzuleuchten. Spuren dieser sagenumwobenen Celeste entdeckte er nicht.

Nachdem der Mann das Tal dreimal durchschwommen hatte, sank sein Optimismus gewaltig. Wahrscheinlich hatte er sich doch zuviel vorgenommen. Noch einmal wollte er eine Runde drehen, diesmal allerdings enger gezogen und auch dichter über dem Boden schwimmend.

Ihm war etwas aufgefallen.

Er war darüber hinweggeglitten, hatte nicht länger nachgedacht, und dennoch war es ihm im Gedächtnis haften geblieben. Jetzt erst kehrte die Erinnerung wieder zurück.

Wo war es gewesen?

Er schwamm, suchte, überlegte und folgte mit seinen Blicken dem Lampenstrahl, der den welligen, sandigen Untergrund abtastete und sich Meter für Meter voranbewegte, bis...

Ja, das war es!

Phil Garner stoppte seine Bewegungen. Er stellte sich hin und trat das Wasser.

Die Schwimmflossen an seinen Füßen ließen ihn dabei ungelenk erscheinen. Den Lampenstrahl richtete er in die Tiefe und dort sah er etwas aus dem Sand ragen und bleich schimmern.

Ein Stein?

Phil wollte es genau wissen, beugte sich nach vorn und glitt dem Grund entgegen.

Nein, ein Stein konnte es nicht sein. Der Gegenstand war ziemlich lang, er schimmerte weiß. Das Seewasser hatte ihn im Laufe der langen Zeit gewaschen, und Phil streckte den rechten Arm aus. Er umschloß mit einer Faust den Knochen.

Der Sand war weich und nachgiebig. Trotzdem mußte er etwas

Kraft aufwenden, um den Gegenstand hervorzuholen. Er zerrte, er drehte, schließlich hatte er ihn, zuckte zurück, trat wieder Wasser und hielt ihn so dicht vor sein Sichtfenster, daß er genau erkennen konnte, um was es sich bei diesem Fundstück handelte.

Sein Herzschlag beschleunigte sich, als er es erkannte. Phil Garner hielt einen großen, bleich schimmernden Knochen in der Rechten. Das hatte er nicht erwartet. Durch seinen Kopf rasten die Gedanken, während sich im Magen gleichzeitig ein gewisser Druck ausbreitete. Phil schloß die Augen, als fürchtete er sich davor, diesen Knochen noch länger anschauen zu müssen. Zudem wünschte er sich, daß es eine Täuschung war.

Nach einer Weile verflog der erste Schock. Phil Garner dachte wieder realistisch. Er schaute sich den Knochen im Licht der Lampe genauer an.

Stammte er von einem Menschen oder von einem Tier? Er war ziemlich groß. Möglicherweise war es ein Beinknochen. Vielleicht war hier, lange vor ihm, ein Taucher unter Wasser verunglückt. Gefahren lauerten ja genug.

An der Stelle, wo er den Knochen hervorgeholt hatte, war der weiche Sand wieder nachgerieselt. Nichts wies mehr auf die Fundstelle hin. Aber wo ein Knochen gelegen hatte, da konnten möglicherweise noch weitere liegen.

Es kostete den Taucher Überwindung, im weichen Sand zu wühlen und nachzuschauen. Aber schon bald stieß er auf Widerstand, griff abermals zu und holte einen zweiten Knochen hervor, der kleiner war, aber ebenso blank wie der erste.

Phil wollte nicht mehr weitersuchen. Für ihn stand längst fest, daß hier ein Mensch gestorben und im Laufe der Jahre vom Sand des Meeresbodens zugedeckt worden war. Plötzlich raste ihm ein Kälteschauer über den Rücken, und das lag nicht an der doch ziemlich niedrigen Wassertemperatur. Es war etwas anderes, das

ihm zu schaffen machte. Er spürte es, aber er konnte nicht sagen, um was es sich dabei handelte.

Vielleicht eine Ahnung?

Die hatte er nie gehabt. Nur ist unter Wasser alles anders. Da werden die Sinne eines Menschen mehr geschärft. Da achtet er automatisch auf die Umwelt, auf sichtbare und auf nicht sichtbare Dinge. Die nicht sichtbaren waren es, die ihn störten.

Er wollte wieder zurück. Den Knochen ließ er einfach fallen, schaute zu, wie er dem Boden entgegentrudelte, und bekam plötzlich große Augen, als er erkannte, was nach der Berührung des Knochens mit dem Untergrund geschah. Er veränderte sich.

Als bestünde er aus Wasser, so liefen plötzlich Wellenberge über ihn hinweg.

Der gesamte Sand war in Bewegung geraten. Er bildete Hügel und Täler, die sich bewegten und die Gegend permanent veränderten, so daß stets neue Formationen entstanden.

Er selbst spürte die andere Kraft nicht.

Sie mußte von einer Stelle kommen, die für ihn nicht einsehbar war. Vielleicht aus der Tiefe unter dem Meeresboden?

Der Gedanke war kaum in ihm aufgezuckt, als er sah, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Etwas stieg aus dem dicken Sand hervor, wühlte ihn auf, wuchs vor den Augen des Menschen hoch und wurde zu einer Figur, von deren Kopf die Masse an Sand nach unten rann.

War es ein Mensch, ein Gebilde, ein Riese?

Jedenfalls eine Frau.

Celeste!

Ich habe sie gefunden!

Den Satz hatte er schreien wollen, doch er mußte stumm bleiben, und so schrillte er nur in seinem Hirn auf.

Ich habe sie gefunden. Ich, Phil Garner. Ein Traum ist zur Wirklichkeit geworden.

Noch konnte er die Person nicht genau erkennen, wußte aber, daß sie wesentlich größer war als ein normaler Mensch. Der aufgewühlte Sand umgab sie wie ein dichter Vorhang. Dahinter zeichnete sich nur undeutlich ihre Gestalt ab, aber Phil erkannte doch, daß sie einen bläulich schimmernden Körper besaß.

Nicht nur der feine Sand auf dem Meeresboden war in die Höhe geschleudert worden, auch das Wasser geriet in Bewegung. Es entstanden regelrechte Strömungen, die den Taucher erwischten, an ihm zerrten, ihn mal nach rechts, dann wieder nach links schleuderten, so daß er auch unter Wasser den Halt verlor.

Um nicht zum Spielball dieser gewaltigen Kräfte zu werden, suchte er sein Heil in der Flucht. Er schwamm unter Wasser wie ein Weltmeister. Erst nahe der Felswand kam er zur Ruhe und trat Wasser. Phil Garner war kein Dummkopf. Er wußte genau, was er sich zumuten konnte und was nicht. Daß vor ihm ein gewaltiges, aber auch gefährliches Schauspiel ablief, daran gab es keinen Zweifel. Trotzdem rechnete er noch nicht mit einer Gefahr für Leib und Leben. So sehr hielt ihn der Mythos über diese Celeste gefangen. Er hatte lange gebraucht, um eine Spur von ihr zu finden. Jetzt war es geschehen, und er wollte diese Spur auf keinen Fall mehr aufgeben.

Bisher hatte er die Frau nur schemenhaft erkennen können. Nun aber kam sie.

Sie war ein Naturereignis.

Eine Frau, ein Weib, nackt von der Stirn bis zu den Füßen und mit einem Körper versehen, den ein griechischer Bildhauer nicht besser und idealer hätte schaffen können.

Sie war einfach wunderbar. Ihre glatte Haut schimmerte in einem leichten Blauton, was auch an der Farbe des Wassers liegen konnte, woran er jedoch nicht so recht glauben konnte.

Sie stand vor ihm, bewegte sich jedoch nicht.

Lebte sie, war sie vielleicht eine Statue, die gewaltige Kräfte an die Oberfläche getrieben hatten?

Phil Garner war von Celestes Anblick fasziniert. Er konnte nicht anders, er mußte sie immer nur ansehen.

Nur sie...

Das Wasser war plötzlich von einer ungewöhnlichen Klarheit. Es kam dem Mann vor, als hätte auch Celeste dafür gesorgt. Seine Augen hinter der Taucherbrille hatten sich geweitet. Sein Herz klopfte schneller. Er spürte ein gewisses Verlangen, ja, er hatte sich spontan in diese Frau verliebt.

Endlich sah er sie so klar und rein.

Sie besaß herrliche Brüste, wunderbar geschwungene Hüften. Da war nichts zuviel und nichts zu wenig. Sie war eine rassige Schönheit mit sinnlichem Mund und ernstblickenden Augen. Sie besaßen die gleiche Farbe wie der bläuliche Körper, veränderten sich aber. Etwas, das tief in den Pupillenschächten verborgen war, trat vor.

Zunächst wußte Phil Garner nicht, was es bedeuten sollte, bis er den rötlichen Schein erkannte.

Ein Schein, der gleichzeitig warm war und trotzdem eine gewisse Kälte zeigte.

Phil konnte dem Blick nicht standhalten. Er rechnete damit, daß durch ihn auch Leben in den Körper der Frau hineinfließen würde. Deshalb schaute er auf die Haare.

Die besaßen eine andere Farbe. Zwar schimmerte das Blau des Körpers durch, gleichzeitig kamen sie ihm vor wie grüne lange Locken, die aus Tang bestanden.

Sie berührten die nackten Schultern, wuchsen aber am Hinterkopf noch länger und streichelten dabei die obere Rückenpartie. Die Haarpracht

»flatterte« in einer Strömung, als ihre Pupillen plötzlich in einem intensiven Rot strahlten. Sie kam vor.

Und Phil blieb wie erstarrt auf der Stelle stehen. Seine breiten Schwimmflossen traten den weichen Sand platt. Er wußte mit einem Mal, daß er dem ungewöhnlichen Zauber dieser Person erliegen mußte. Sie hatte etwas Besitzergreifendes, Faszinierendes und auch Gefährliches an sich.

In diesen Augenblicken erinnerte er sich wieder an die Knochenfunde. Noch einmal klärten sich seine Gedanken. Er ging davon aus, daß die Funde in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Erscheinen dieser Person standen.

War sie eine Mörderin?

Obwohl sie keinen Schatten warf, hatte er den Eindruck, als würde über ihn ein grauer Schatten fallen. Dieser natürliche, dennoch unheimliche Vorgang lief mit einer völligen Lautlosigkeit ab, die schon erschreckend war.

Noch näher kam sie.

Und sie streckte Phil ihre Arme entgegen. Er sah auf ihre Hände, die sie gespreizt hatte, als wollte sie zugreifen, sich ihn holen... Phils Blick hatte gewechselt. Jetzt starrte er ihr Gesicht an. Nicht die Augen, nein, an dieses kräftige Rot hatte er sich mittlerweile gewöhnt, es war der Mund mit den schön geschwungenen Lippen, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Celeste hatte ihn geöffnet.

Er sah die Zähne...

Zähne?

Nein, das waren Reißer, die einem Raubtier zur Ehre gereicht hätten. Aus beiden Kiefern stachen sie spitz hervor.

Einmal von unten nach oben, zum anderen von oben nach unten. Und sie sahen aus, als hätte jemand zahlreiche Pfeile hineingedrückt. Ein tödliches Gebiß.

Für ihn tödlich!

Dann war sie da. Die Hände packten ihn. Sie wühlten sich in seine Schulter, besaßen eine ungeheure Kraft, drückten ihn nach hinten, so daß er die Balance verlor, auf den weichen Hintergrund prallte und fast in den Wellen des Sandes versank.

Dann war sie über ihm.

Und auch ihr Maul mit den gnadenlosen Zähnen.

Sie biß zu und zerrte an ihm wie wild. Bei dem Gerangel wurde seine Luftzufuhr unterbrochen. Er verlor das Mundstück und sah den Schlauch wie einen Schlangenkörper im Wasser pendeln. Die hochsprudelnde Atemluft vermischte sich mit dem Rot des Blutes, das aus der tiefen Wunde am Hals des Tauchers pulste...

In der Kombüse roch es nach gebratenen Eiern und brutzelndem Speck. Im Westen stand die Sonne wie ein gewaltiger Glutball, der sich nicht entscheiden konnte, ob er im Meer versinken sollte oder nicht. Das sah Ernie Balsam nicht, weil ihn der Geruch aufgeschreckt hatte, er in die Kombüse gerannt war, um nach seinen Spiegeleiern zu schauen. Hastig zog er den schwarzen Gegenstand vom Gaskocher und sah sofort, daß der Speck verkohlt war. Die Eier sahen auch nicht mehr appetitlich aus. Wollte er sie noch essen, mußte er die Augen schließen. Wütend schleuderte er die Eier auf einen der bereitstehenden Teller, brach Brot ab, kippte Rotwein in ein Wasserglas und ging damit an Deck. Dort stand sein Stuhl und der kleine Tisch. Auch die Taucherausrüstung, die er an diesem Tag noch nicht angezogen hatte, lag dort. Ernie Balsam sah man an, daß er viel Sport trieb. Seine Figur war durchtrainiert. Er besaß breite Schultern, schmale Hüften und hatte kein Gramm Fett zuviel. Die Haut war stets sonnenbraun. Sie stand im Kontrast zu seinen hellblonden Haaren, die lockig auf dem Kopf wuchsen und so lang waren, daß sie den ebenfalls blonden Bart erreichten, der die untere

Gesichtshälfte des Mannes umgab. Ein Abenteuerer, dem das Leben Spaß machte, den allerdings jetzt gewisse Sorgen plagten.

Sie galten nicht ihm oder seinem Mahl, sondern seinem Freund Phil Garner, der sich noch immer in der Tiefe herumtrieb und dessen Tauchzeit allmählich ablief.

Es waren noch zehn Minuten. Die wollte Ernie Balsam abwarten, dann aber Rettungsmaßnahmen ergreifen.

Während er aß, beobachtete er das Wasser. Ernie hatte großen Hunger, die zwei Eier jedoch mußten reichen. Falls er tauchen mußte, wollte er sich den Magen nicht so vollschlagen.

Er befand sich mit seinem Boot allein auf See. Den Eindruck konnte er leicht bekommen. Da es etwas diesig geworden war, konnte er auch die türkische Küste im Norden nicht erkennen.

Dafür fiel sein Blick auf die aus dem Wasser ragenden Buckel, die wie die spitzen Rücken von Ungeheuern aussahen. Sie schienen in der Tiefe zu hocken und nur auf den Zeitpunkt zu warten, um irgendwann einmal aufzutauchen. - Nach dem kargen Mahl trank er den roten Landwein in kleinen Schlucken und schaute auf die grünblaue Wasserfläche des Meeres.

Hier unten konnte man es aushalten. In England dagegen war es kalt und naß. Richtig vorwinterliches Wetter, aber südlich der türkischen Küste konnte man leben. Besonders deshalb, weil der Strom der Touristen nachgelassen hatte. Die Urlaubshungrigen bereiteten sich jetzt auf den Wintersport vor. Weihnachten stand vor der Tür. Ernie blickte auf die Taucheruhr, die er stets am linken Handgelenk trug. Die Zeit, die sich sein Freund selbst gegeben hatte, war bereits um zehn Minuten überschritten.

Das paßte einfach nicht zu Phil. Erwarein pünktlicher Mensch, ein Mann, auf den sich Ernie verlassen konnte. Wenn er noch nicht aufgetaucht war, mußte das seinen Grund haben.

Trotz Sonnenbräune wurde Ernie Balsam blaß. Seine Adern am

Hals zuckten, obwohl er noch keinen großen Grund zur Beunruhigung sah. Der Sauerstoff reichte nicht nur für zwei Stunden, sondern für dreißig Minuten mehr.

Er ging wieder an Deck.

War die Luft kühler geworden, oder kam ihm dies nur so vor, weil er innerlich voller Sorge und Unrast steckte? Er stellte sich an die Reling und schaute über das Wasser, das flache Wellenberge produzierte und eine andere Farbe angenommen zu haben schien.

Sein Blick glitt hinüber zu den Felsen, die aus dem Meer ragten. Gegen sie schlugen die Weilen und umgaben das Gestein mit einem weißen Schaumbart.

Eine Zigarettenlänge wollte Ernie Balsam noch warten. Hin und wieder rauchte er, besonders in Streßsituationen wie diesen hier. Die Schachtel mit den Selbstgedrehten steckte in der Brusttasche seines gestreiften Kurzärmelhemdes.

Er holte die zerknitterte Packung hervor und klopfte ein Stäbchen aus der Öffnung.

Der Taucher leckte über den Papierrand, zündete ein Streichholz an und deckte die Flamme mit einer Hand ab, um sie gegen den Wind zu schützen. Dann paffte er die ersten Wolken, und sein Blick glitt abermals über die Reling hinweg.

Er wollte das Meer sehen. Vielleicht die Stelle entdecken, wo sein Freund auftauchte.

Ersah nichts — oder?

Die Zigarette war vergessen, er schleuderte sie ins Meer, sie störte nur. Dort wo der Felsen aus dem Wasser ragte, entstand ein Wasserwirbel. Tauchte sein Freund auf? Oder ein Hai?

Über Ernies Rücken strich eine kalte Hand. Es war nur die Gänsehaut, die sich dort gebildet hatte und auch seinen Nacken zusammenzog. Etwas stimmte nicht mit dem Meer.

Er schaute hoch zum Himmel. Dort hatte sich nichts verändert. Das

Blau war um eine Idee dunkler geworden. In diese Farbe hinein schossen die dunkelroten Strahlen der allmählich untergehenden Sonne. Es hing mit dem Wasser zusammen.

Seltsam, dachte Ernie. Er hatte die Hoffnung, Phil jemals lebend wiederzusehen, längst aufgegeben. Es gab keine Beweise dafür, dennoch wußte er es.

Die blaue Farbe blieb. Sie wirkte langgestreckt, als würde sie die Gestalt eines Riesen nachzeichnen.

Dann passierte es.

Aus dem Strudel schoß etwas hervor, das wie ein Stab aussah und ebenfalls blau schimmerte.

Es war kein Stab, dafür ein Arm.

Gewaltig streckte er sich in die Höhe, mit einer zur Faust geballten Hand, und er zeigte auch ein Stück von der Schulter. Die glatte, ebenmäßige Rundung.

Eine Frauenschulter?

Ernie Balsam besaß für dieses Phänomen keine Erklärung. Da stieg jemand aus der Tiefe, der eine menschliche Gestalt hatte, aber auch ein Mensch war?

Eine nackte Frau, eine Riesin!

Balsam wurde der Hals zu eng. Er begriff einfach nicht, wie so etwas möglich war. Dabei dachte er automatisch an seinen Freund Phil, der von der Legende, die sich um eine Celeste rankte, gehört hatte und unter anderem deshalb hier hatte tauchen wollen.

Ernie hatte ihn stets ausgelacht. Er tat es ab in das Reich der Fabeln, der Märchen — jetzt aber stieg ein Wesen aus den Tiefen des Meeres, das diese Celeste durchaus sein konnte.

Er sah ihren Kopf, er sah ihr Haar, das bis zu den Schultern reichte. Er sah auch ihre Augen, als sie den Kopf drehte und zum Boot hinschaute. Augen, in denen es rötlich schimmerte. Ein Leuchten wie zwei Laternen. Ein Blick, der gleichzeitig brutal und wissend war.

Die Nackte stand nahe dem Felsens als wollte sie sich dort abstützen. Sie hatte beim Hochkommen diesen rasanten Wirbel verursacht. Jetzt beruhigte sich das Wasser allmählich.

Die Nackte besaß einen makellosen Körper. So etwas wie sie bekam man nur selten zu sehen. Auch Ernie war von ihrem Anblick hingerissen. Celeste lächelte ihn an. Es war ein Lächeln über eine gewisse Distanz hinweg, ein kurzes Zucken der Lippen nur, aber es kam an. Ernie Balsam schrak zusammen. Er schaffte es einfach nicht, das Lächeln zu erwidern. Es kam ihm zu wissend und teuflisch vor. War dieses Wesen eine Frau, oder war es eine zum Leben erweckte Statue?

Eine Antwort gab sie ihm nicht.

Dafür drehte sie sich so, daß sie den rechten Arm aus dem Wasser heben konnte. Sie hielt zwischen ihren Fingern, ein Zeichen des Triumphs, eine Beute, ein schauriges Andenken.

Ein Knochen!

Ernie sah ihn und schaute zu, wie die Frau die Zähne fletschte und die Lippen zu einem breiten Grinsen verzog.

Er sah ihr Gebiß. Selbst auf diese Entfernung erkannte er, daß sie mit diesem Gebiß Fleisch von Knochen reißen konnte.

Ein irrer Vergleich, der ihm da in den Sinn gekommen war. Ein Wahnsinn, über den er nicht weiter nachdenken wollte, aber dazu gezwungen wurde. Nahe dieser Gestalt schäumte das Meer noch immer. Es bildete Strudel, rollte gegen den kantigen Felsen, und es brachte etwas mit: einen Gegenstand, ein schauriges Etwas.

»Das ist nicht wahr!« keuchte Ernie Balsam. Erschlug die Hände vor das Gesicht, weil er nicht mehr hinschauen wollte, aber der antreibende Gegenstand hatte sich bereits zu hart in seine Erinnerung eingegraben, als daß er dieses Bild hätte löschen können. Es war ein Arm gewesen!

Ein Arm mit einer zur halben Faust gekrümmten Hand. Ein Arm, auf

dessen Haut noch Fetzen eines dunklen Neoprenanzugs klebten, den Phil Garner getragen hatte.

Ernie ließ die Hände langsam sinken. Sein Gesicht glich jetzt einer Maske.

»Phil...« Ernie flüsterte den Namen seines Freundes. Balsam war ein verdammt harter Bursche, jetzt aber schaffte er es nicht, die Tränen zurückzuhalten. Seine Augen wurden feucht, sie quollen über, die blanken Rinnsale liefen an seinen Wangen entlang, und die Lippen zuckten.

Phil war tot. Er hatte diese Celeste gefunden und seine Neugierde mit dem Leben bezahlen müssen.

Die Frau aber, die so gewaltig aus dem Meer gestiegen war, warf sich vor. Dabei hielt sie Phils Arm noch einmal in die Höhe, als wäre dieser ein ungemein wichtiges Beutestück. Im nächsten Moment hatten die Wellen sie verschlungen. Sekundenlang noch zeichnete sich das Blau ihrer Gestalt dicht unter der Wasserfläche ab, dann löste es sich auf. Ernie Balsam stand unbeweglich an Deck. Er starrte auf das Meer, ohne es eigentlich zu sehen. Das Zeitgefühl war bei ihm verlorengegangen. Die Hände umklammerten den oberen Rand der Reling, wie die Fäuste eines Sträflings das Zellengitter.

Von einem Blick konnte man bei dem Ausdruck seiner Augen nicht sprechen. Es war ein Starren, er schaute hinaus über das Wasser, er dachte dabei an nichts, dennoch tobten Gedanken durch seinen Kopf, die er allerdings nicht in die Reihe bekam.

Alles war anders geworden, so schrecklich, so furchtbar. Er wollte nicht wahrhaben, daß Phil Garner ein fürchterliches Ende erlitten hatte und nur mehr Erinnerung war.

Der Himmel hatte mittlerweile eine andere Farbe angenommen. Er war dunkler geworden. Die grauen Schatten schoben sich vor und drückten das Tageslicht zurück.

Abendliche Winde wehten über das Wasser und erzeugten lange

Wellen. Sie klatschten auch gegen die Bordwand, das Schiff geriet ins Schaukeln, und erst jetzt erwachte Ernie Balsam aus seiner Erstarrung. Er drehte sich um. Ein seufzender Atemzug drang aus seinem Mund. Mit einer verlegen wirkenden Geste wischte er sich über die Augen. Noch einmal suchte er das Meer ab.

Er hatte das Fernglas genommen. Der Felsen, an dem die unheimliche Person erschienen war, sah zum Greifen nahe aus. Das Wasser brandete gegen ihn, der weiße Schaumbart blieb immer erhalten, und er sah plötzlich die hellen, länglichen Gegenstände auf und dicht unterhalb der Wasseroberfläche schwimmen.

Knochen...

Menschliches Gebein — die Reste seines Freundes Phil Garner, der in eine schreckliche Todesfalle getaucht war.

»Farewell, old boy, farewell...«, flüsterte Ernie mit rauher Stimme, während der Wind durch sein Haar fuhr und es aufwühlte. »Irgendwann sehen wir uns wieder, irgendwann...«

Er drehte sich um und betrat den Ruderstand. Vor der tiefen, tintigen Dunkelheit wollte er dieses gefährliche Gebiet verlassen haben. Das Boot tat seine Pflicht. Der Rolls-Royce-Motor brachte einiges an Stärke mit und war hervorragend in Schuß. Allein fuhr er wieder zurück. Kurs Nord, der türkischen Küste entgegen...

Es war schon dunkel, als Ernie im Hafen anlegte und das Boot mit einigen persönlichen Dingen unter dem Arm verließ. Er ging die paar Schritte bis zu der kleinen Pension, in der er wohnte. Das Haus gehörte einer Familie, die auch englisch sprach. Der Mann hatte mal drei Jahre in Liverpool gearbeitet, sein Sohn in London auf dem Fischmarkt. Der kleine Hafen lag in einer Bucht. Er hätte als romantisch bezeichnet werden können, doch Phil hatte an diesem frühen Abend keinen Blick dafür. Um das Haus zu erreichen, mußte er eine Treppe hochsteigen. Man hatte sie in den felsigen Hang

geschlagen.

Überhaupt lagen die Wohnhäuser der Menschen am Hang oder verteilten sich jenseits des Hafens zwischen den Zypressenhainen.

»Hallo!«

Aus dem Dunkeln war er angesprochen worden. Sein türkischer Wirt saß auf der Treppe. Er trank Kaffee. »Ich grüße dich, Özal.«

»Deine Stimme klingt nicht gut. Und du bist allein zurückgekehrt.«

Bevor Ernie eine Antwort gab, schaute er über das Meer, das mittlerweile eine dunkelblaue Farbe angenommen hatte, die einen Stich ins Grüne bekam.

»Wenn du jetzt nicht reden willst, mach es später. Ich warte hier auf dich.«

»Danke, Özal.« Ernie ging weiter, drückte die alte Haustür auf und hörte die Stimme der Wirtin. Die Frau hantierte in der Küche. Sie briet dort etwas an, dessen scharfer Geruch durch das Haus zog. Über die alte Treppe schritt er nach oben in die erste Etage, öffnete die nicht verschlossene Zimmertür und ließ sich auf das einfache Bett fallen. Dort blieb er hocken und starrte gegen die Wand. Seine Gedanken galten Phil, sie trieben ihm Kälteschauer über den Rücken. Ernie streifte wärmere Sachen über, bevor er sich wieder an die Einladung erinnerte.

Er ging hinunter und fand Özal noch immer auf dem gleichen Fleck hockend. Etwas hatte sich verändert. Neben ihm auf dem Tablett, wo auch der Kaffee und die Tassen standen, ragte etwas Schlankes in die Höhe. Es war der Hals einer Flasche.

Özal trank keinen Alkohol, aber er wußte, daß Ernie Balsam einen Schluck vertragen konnte.

»Setz dich zu mir, Freund.«

»Danke.« Ernie nahm Platz. Er hatte die Beine übereinander geschlagen und schaute über den Hafen hinweg auf die dunkle Wasserfläche, die ihm endlos vorkam. Am Himmel blinkten die

ersten Sterne. Winzige Punkte in der tiefblauen Unendlichkeit. Der Abendwind wehte von der See her und strich gegen die Gesichter der Männer. Im Hafen war es still geworden. Die dort ankernden Boote dümpelten im Rhythmus der anlaufenden Wellen. Jemand fuhr mit einem Motorrad über den Kai. Das Geräusch des knatternden Auspuffs empfand Ernie als störend.

Er hörte es gluckern, als Özal den scharfen Schnaps in das Glas goß.

»Trink, er wird dir helfen.«

Ernie nahm das Glas entgegen, bedankte sich, setzte es an die Lippen, trank und mußte sich sofort schütteln.

Özal wartete. Er war ein grauhaariger Mann mit einem mächtigen Oberlippenbart, der ebenfalls schon eine graue Farbe angenommen hatte. Auch er kannte die alten Geschichten, das wußte Ernie. Nicht umsonst hatte Phil oft bei ihm gesessen.

Er trank auch den Rest.

»Möchtest du noch einen?«

»Ja. Den ersten habe ich auf meinen Freund Phil getrunken.« Ernie sprach mit rauher Stimme. Erbrachte die Worte kaum anständig hervor.

»Und den zweiten?«

»Trinke ich auf dich.«

»Danke.« Das war der Moment, wo auch Özal seine Vorsätze über Bord warf und sich ebenfalls einen Schluck genehmigte. Die beiden Männer stießen an und tranken. Ernie sah den Türken dabei an.

»Ich bin allein gekommen, du hast recht.«

Özal nickte. »Die See hat deinen Freund behalten.«

»Ja...«

Der türkische Wirt holte durch die Nase Luft. »Es... es mußte so kommen«, sagte er nach einer Weile.

»Wieso?«

»Weil sich dein Freund mit Dingen beschäftigt hat, die man ruhen lassen soll.«

»Meinst du?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Aber das sind Legenden, das sind Märchen, das sind Geschichten.«

Ernie wollte es einfach nicht glauben. »Ich habe...«

»Manchmal werden Geschichten wahr, mein Freund. Phil Garner hat es erlebt.«

»Und ich auch«, flüsterte Ernie. »Sie... sie stieg aus dem Meer wie eine Göttin. Dabei war sie genau das Gegenteil von dem. Sie war keine Göttin, sie war eine Mörderin.«

»Celeste?«

»So ist es. Ich habe sie gesehen, und ich habe auch das gesehen, was von Phil übriggeblieben war. Ein halber Arm und Knochen, das ist alles gewesen.«

Özal rührte sich nicht. Er starrte ebenfalls in die Weite hinein und hielt sein Glas mit beiden Händen fest.

Ernie trank. Dann nahm er die Flasche und goß sich erneut ein. Er hatte plötzlich das Gefühl, sich betrinken zu müssen, um den Schmerz vergessen zu können.

Özals Frau kam, wurde aber weggeschickt, sie wollten allein bleiben. Fast zehn Minuten verstrichen. Ernie spürte bereits die Wirkung des Alkohols. Seine Gedanken waren schwer geworden, er schaffte es nicht mehr, sich zu konzentrieren, ihn überkam auch eine gewisse Müdigkeit.

»Manchmal taucht sie hoch«, hörte er die Stimme des Türken. »Dann kommt sie aus den Tiefen.«

»Celeste?«

»Ja. Sie lebt. Ich habe es gewußt, viele hier wissen es, aber sie reden ungern darüber.«

»Weshalb tötet sie?«

Özal nickte. »Das ist eine gute Frage, eine sehr gute sogar. Ich würde sagen, daß sie töten muß, um überleben zu können. Verstehst du das? Sie braucht die Opfer.«

»Nein!« Plötzlich war Ernie wieder nüchtern. »Ich kann es nicht verstehen. Wieso braucht sie Opfer?«

»Sie ist ein Wesen, für das man viele Namen hat. Einer davon trifft wohl besonders zu. Er stammt aus einer orientalischen Sprache, aus dem Arabischen, doch ihr habt ihn übernommen, wie ich weiß. Es ist ein schlimmes Wort.«

»Sag es schon, bitte.« Ernie legte eine Hand auf Ozals Schulter und schüttelte ihn.

»Ghoul. Das Wort Ghoul, kennst du es?«

Ernie Balsam wischte über seine Stirn. »Ja, ich glaube, daß ich es schon einmal hörte. Ist es sehr schlimm?«

»Ein Ghoul tötet Menschen. Was er danach mit ihnen macht, muß ich dir das noch sagen?«

»Nein, nein!« Balsam schüttelte heftig den Kopf. »Du brauchst es nicht, um Himmels willen.«

»Du hast es ja gesehen.«

»So ist es.«

»Und deshalb möchte ich dich bitten, es zu vergessen, Ernie. Vergiß es einfach. Vergiß Celeste, vergiß deinen Freund, vergiß das Grauen. Streiche am besten alles aus deiner Erinnerung. Nur so wirst du vernünftig weiterleben können.«

Balsam lauschte den Katschlägen des Wirtes nach. »Vergessen?« flüsterte er dann. »Ich soll alles vergessen?«

»Wenn du schlau bist.«

»Das kann ich nicht, Özal. Ich kann einfach nicht vergessen. Es ist zuviel geschehen. Die Dinge waren einfach grausam und fürchterlich. Sie haben sich in meine Erinnerung eingegraben und...«

»Bitte...«

»Warum sagst du das, Özal?«

»Weil auch wir hier vergessen wollen. Wir möchten einfach nicht daran erinnert werden.«

»Das kann ich verstehen, aber hast du je gesehen, wie sie aus dem Wasser stieg und Knochen...?« Er konnte nicht mehr weitersprechen und senkte den Kopf.

»Nein, ich selbst habe es nicht gesehen. Ich kann es mir aber gut vorstellen.«

»Dann weißt du auch, daß...« Ernie stellte das Glas weg und schlug die Hände wieder vor das Gesicht. So blieb er sitzen, verbissen in seinem Schmerz, bis er irgendwann aufstand und sich von Özal verabschiedete.

»Ich gehe jetzt hoch.«

»Ja, leg dich hin und schlaf. Es ist schon spät geworden. Morgen werden wir weitersehen.«

»Ja, morgen«, erwiderte Ernie. Er ging breitbeinig und mit schwankenden Bewegungen. Der Alkohol zeigte seine Wirkung. Im Zimmer ließ er sich angezogen auf das Bett fallen. »Morgen«, wiederholte er noch einmal. »Nein, Özal, ich werde nicht vergessen, ich kann nicht vergessen. Niemals...«

Er schlief ein, sackte förmlich weg und träumte nicht einmal von den schrecklichen Ereignissen.

Vergessen konnte er tatsächlich nicht. Er verdrängte es nur. Dabei hätte Ernie nie gedacht, daß er noch einmal an diesen Fall erinnert würde. Das war in London, fast ein Jahr nach der grausamen Untat...

Die Palmen standen im Vordergrund, und sie wuchsen auf hellem Sand. Im Hintergrund schimmerte blau das Meer. Der Himmel war wolkenlos, das Hotel fügte sich in die Landschaft ein, sein Dach erreichte nicht einmal die Höhe der Palmen. Kaffeebraune Mädchen

servierten eisgekühlte Drinks an der Strandbar. Ein Traumleben. Auch ich träumte, fühlte mich schon in der Sonne, schmeckte den Wind und hörte die Eiswürfel in den Gläsern klingen.

»Träumst du, John?«

Ich schreckte hoch, als ich die weibliche Stimme hörte, wischte über meine Augen und drehte den Kopf nach links, wo meine Sekretärin Glenda Perkins stand und mich anlächelte.

»Hättest du nicht noch warten können?«

Sie lachte und deutete mit dem Zeigefinger auf den bunten Prospekt.

»Davon hast du geträumt?«

»So ist es.«

»Du willst nach...?«

»Hawaii...« Ich hob die Schultern. »Ein herrliches Stück Erde, das für mich nur ein Traum bleiben wird.«

»Hast du keinen Urlaub mehr?«

Ich verzog den Mund. »Hör auf, mich auf den Arm zu nehmen. Die Urlaubstage, die ich noch zu bekommen habe, die kann ich gar nicht zählen. Es wären bestimmt zwei Jahre.«

»Übertreib mal nicht.«

»Doch, stimmt.«

Glenda nahm auf der Schreibtischkante Platz. Sie trug einen dieser modern gewordenen Ballonröcke von dunkelgrüner Farbe. Als Gürtel hatte sie eine braune Schärpe gebunden. Im Stoff ihres flauschigen Pullovers wiederholte sich das Braun. Modeschmuck baumelte um ihren Hals. Wenn sie sich bewegte, klirrten die einzelnen Kettenglieder. Ich schaute auf ihre Knie und noch etwas höher. Sie sah es, zog den Rock aber nicht tiefer, wahrscheinlich ging das auch nicht. »Willst du denn allein fahren?« fragte sie mich.

»Weiß nicht.«

»Ich hätte auch noch Urlaub zu bekommen, aber wenn ich die knackigen Girls sehe, die euch Touristen dort bedienen, dann...«

»Moment, Glenda, was heißt hier euch Touristen? Noch bin ich nicht weg. Ich weiß auch nicht, ob ich jemals fahren werde. Träumen ist doch nicht verboten.«

»Das bestimmt nicht.«

»Und ich würde dich auch mitnehmen.«

Glenda schüttelte ihr dunkles Haar aus, legte den Kopf nach hinten und lachte. Sie war eine verdammt hübsche Person. Wenn ich sie so anschaute, erinnerte sie mich an die Schauspielerin Deborah Shelton, die in der »Dallas-Serie« die Mandy Winger spielte. Neben Glenda verblaßten viele Frauen.

»Nett von dir, John, wirklich nett.« Sie beugte sich wieder vor und streichelte meine Wange. Das konnten wir uns erlauben, da wir allein im Büro waren.

»Aber es würde kaum klappen. Stell dir vor, Sir James steht allein hier. Er würde ja...«

»Meinst du, daß er nicht auf dich verzichten kann?«

»Auf mich ja. Wie sieht es bei dir aus?«

»Suko übernimmt die Fälle.«

»Den Vorschlag unterbreite ihm mal, John.«

»Wir könnten ja über Weihnachten fahren. Schau mal nach draußen. Das Wetter ist doch mehr als mies. Herbst von seiner schlimmsten Seite. Regen, Wind, bald kommt der nasse Schnee, und dann halte mal Hawaii dagegen. Sonne, Palmen, Mädchen, kühle Drinks, das Meer...«

»Bevor du wieder ins Schwärmen oder Träumen gerätst, möchte ich dir sagen, daß wir Besuch erwarten. Denk daran, daß du an diesem Montag einen Termin abgemacht hast.«

»Ach so — ja.« Ich schlug vor meine Stirn. »Wie heißt der Knabe noch gleich?«

»Ernie Balsam.«

»Den kenne ich nicht.«

»Aber er wollte dich sprechen, nur dich.«

»Dann hat er von mir gehört.« Ich schaute auf meine Uhr.

»Für wann ist denn der Termin?«

»Um zehn.«

»In drei Minuten. Schaffst du noch einen Kaffee?«

Glenda rutschte von der Kante. »Ich habe frischen aufgebrüht.«

»Wann kommt eigentlich Suko zurück?«

»Keine Ahnung. Er wird wahrscheinlich bis zum Abend mit Sir James unterwegs sein. Vielleicht noch länger.«

»Klar, die Chinesen.«

»Sehr richtig.«

Wir hatten Besuch aus Peking bekommen. Scotland Yard hatte die Kollegen aus China eingeladen. Sie sollten sich informieren über das, was man moderne Fahndungstechniken nennt. Da besaßen wir nach wie vor einen sehr guten Ruf. Da Suko nun mal Chineser war und auch die wichtigste der zahlreichen Sprachen und Dialekte beherrschte, war er als Übersetzer eingeteilt worden und würde an der Seite unseres Chefs bleiben.

Ich war froh, nicht mitzumüssen, obwohl man mir schon angedroht hatte, daß auch ich befragt werden würde.

Glenda telefonierte und streckte kurz darauf den Kopf durch die offenstehende Tür. »Mr. Balsam ist bereits da. Man bringt ihn hoch zu uns.«

»Okay.«

Ich dachte darüber nach, daß schon manch heißer Fall mit dem Besuch eines Menschen begonnen hatte, dem ich zuvor nicht begegnet war. Was dieser Ernie Balsam genau wollte, das wußte ich auch nicht. Da hatte er sich bei seiner Anmeldung ziemlich bedeckt gehalten. Angeblich ging es um eine große Sache.

Aus dem Vorzimmer vernahm ich Stimmen. Dann führte Glenda den Besucher in mein Büro.

Ich erhob mich, wir stellten uns vor, ich bot dem Mann einen Platz und auch Kaffee an.

Ernie Balsam gehörte zu den Leuten, die viel Sport trieben und immer sonnenbraun waren. Das lockige Haar war bleich geworden und hatte seine blonde Farbe verloren.

Er trug eine gesteppte grüne Jacke, die er allerdings auszog, um im Pullover vor mir zu sitzen. Seine Jeans besaßen eine hellgraue Farbe und bestanden aus dickem Winterstoff.

Glenda brachte die Getränke. Wir bedankten uns, und Ernie Balsam schaute mich über den Rand der Tasse hinweg an. »Ich weiß nicht, ob Sie mich gleich auslachen werden, wenn Sie meine Geschichte gehört haben, denn sie klingt einfach unwahrscheinlich, Mr. Sinclair.«

»Fassen Sie es darauf ankommen.«

»Ja. Darf ich rauchen?«

»Bitte.«

Er holte eine Selbstgedrehte hervor, zündete sich das Stäbchen an und nahm einen Schluck. »Ich möchte etwas vorwegschieken«, sagte er.

»Die Tatsachen, die ich Ihnen jetzt berichte, habe ich in England noch niemandem unterbreitet. Es geht um den Tod meines Freundes. Ich habe ihn verloren und als ertrunken gemeldet. Das einmal vorweg.«

»Wie geht es weiter?«

»Dazu komme ich jetzt.«

Er begann mit seiner Story, die tatsächlich schon ein Jahr alt war, und er berichtete von seinen Tauchausflügen im östlichen Mittelmeer, nahe der türkischen Küste.

Ich hörte geduldig zu, machte mir hin und wieder Notizen und wartete auf den Kernpunkt. Er kam auch, als Mr. Balsam vom Verschwinden und vom Tod seines Taucherfreundes berichtete. Das

war noch alles Vergangenheit. Dann aber kam er auf die Gegenwart zu sprechen, und jetzt wurde es interessant.

Die Tasse Kaffee war längst leer, im Ascher lagen drei Kippen, und er nickte mir über den Schreibtisch hinweg zu. »Jetzt ist das eingetreten, womit ich nie gerechnet habe.«

»Was denn?«

»Sie befindet sich hier in London. Celeste ist hier, verstehen Sie das, Mr. Sinclair?«

Natürlich hatte ich ihn verstanden, aber den Sinn seiner Erklärung nicht begriffen. »Sie meinen also, daß diese gewaltige Person, die Göttin, die Mörderin, wie auch immer, hier in London erschienen ist.«

»Das ist es.«

»Woher wissen Sie das?«

»Aus der Zeitung.« Er sah mein skeptisches Lächeln und wurde leicht ungeduldig. »Sie sollten sich darüber nicht amüsieren, Mr. Sinclair. Es ist tatsächlich so. Die Zeitungen haben über ihr Kommen berichtet.«

Er griff in die Innentasche seiner über der Stuhllehne hängenden Jacke und holte den aus der Zeitung geschnittenen Artikel hervor, den er mir über den Schreibtisch reichte.

Ich bedankte mich und erfuhr, daß die Modell-Szene in London den neuen Star am Fotohimmel feierte. Celeste!

Sie war abgebildet, als sie das Flugzeug verließ und auf der Gangway stand. Eine Frau, die Schönheit ausstrahlte, die beeindrucken konnte und sicherlich ihren Weg machen würde.

»Das ist sie«, sagte Balsam.

Ich schaute ihn scharf an.

»Sie glauben mir nicht.«

»Das habe ich nicht gesagt!«

»Ich sehe es Ihrem Blick an, Mr. Sinclair.«

»Es ist zumindest schwer für mich. Sie zeigen mir hier ein Foto und behaupten, daß die Person auf dem Bild identisch ist mit derjenigen Frau, die aus dem Meer stieg und Ihren Freund tötete.«

»Das ist richtig.«

»Hatten sie nicht gesagt, damals eine Riesin vor sich zu sehen. Oder täusche ich mich?«

»Es war eine sehr große Frau.«

»Diese hier ist normal.«

Er beugte sich vor. »Ja, sie ist normal, aber sie ist auch gleichzeitig identisch. Verstehen Sie das? Dieses Modell Celeste und die Riesin sind ein und dieselbe Person, nur eben in der Größe verschieden. Sie müssen etwas tun.«

Ich lehnte mich zurück und rauchte jetzt eine Zigarette. Dabei mußte ich lächeln. »Das ist alles sehr vage, Mr. Balsam. Ich komme da noch nicht mit. Gehen Sie davon aus, daß Celeste gekommen ist, um zu töten?«

»Genau.«

»Aber hier in der Zeitung steht, daß sie ein bekanntes Modell ist und große Karriere machen will, was ich ihr ohne weiteres zutraue.«

»Tarnung, Mr. Sinclair, alles Tarnung. Celeste ist erschienen, um Unheil zu verbreiten. Sie wird den Schrecken in London ebenso einfahren lassen, wie sie es damals in der Tiefe des Mittelmeeres getan hat. Verlassen Sie sich darauf.«

»Ihre Theorie ist trotzdem sehr gewagt.«

»Wollen Sie es etwa bis zum ersten Mord kommen lassen? Phil Garner, mein Freund, hat wahrscheinlich auch so gedacht. Er war wahnsinnig fasziniert von dieser Person. Er hat sie gesucht, er ist getaucht, dann sah ich seine Knochen auf dem Wasser schwimmen. Sie waren blank, abgenagt, und ich sah auch Celestes Gebiß. Das sind Raubtierzähne gewesen, glauben Sie mir.« Er sprach noch weiter. »Mein türkischer Bekannter nannte das Wort Ghoul. Sie

sollten wissen, was es bedeutet...«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann würde ich dieser Person den Namen Lady Ghoul geben. Sie sieht aus wie eine Lady, aber sie ist schlimmer als der Teufel.«

Ich nahm noch einmal den Zeitungsausschnitt zur Hand und betrachtete das Bild.

Celeste trat aus dem Flugzeug und lächelte. Sie wirkte so natürlich, von einem Ghoulgebiß war nichts zu sehen. »Es überzeugt mich nicht, Mr. Balsam.«

Er schlug sich auf die Oberschenkel. »Das habe ich mir fast gedacht. Nur wußte ich mir keine andere Möglichkeit, als zu Ihnen zu kommen. Ich habe Ihren Namen erfahren und auch, daß Sie sich mit Dingen beschäftigen, die von der üblichen Norm abweichen. Dabei dachte ich, auf Verständnis zu treffen.«

»Das haben Sie, Mr. Balsam. Nur bin ich kein Typ, der in Jubelschreie ausbricht oder hochspringt, seine Kanone zückt und eine Hetzjagd inszeniert.«

»Entschuldigen Sie.«

»Möchten Sie noch einen Kaffee?«

»Gern, er ist übrigens hervorragend.«

»Sagen Sie das Miß Perkins, meiner Sekretärin. Ihr Kaffee ist mit ein Grund dafür, daß ich hier niemals kündigen werde — Glenda!« rief ich laut. »Kannst du noch zwei Tassen bringen. Mr. Balsam ist davon begeistert.«

»Gern.«

Ernie Balsam strich durch seinen Bart. »Da Sie mir Kaffee anbieten und mich noch nicht hinausgeworfen haben, darf ich das dann als positives Zeichen auffassen?«

»Sie dürfen.«

»Dann haken Sie also nach.«

»Ich versuche es.«

Glenda kam mit dem frischen Kaffee. Unser Besucher sparte nicht mit Lob, und Glenda bekam einen roten Kopf. Als ich auch noch anfing, sie zu loben, lief sie rasch davon.

Dann griff ich zum Hörer. »Dieser Anruf«, erklärte ich dem nervös gewordenen Taucher-Fan, »hat bereits mit Ihrem oder unserem Fall zu tun. Ich werde meine Fühler ausstrecken.«

Die Nummer, die ich wählte, kannte ich im Schlaf. Sie gehörte zum Anschluß meines besten Freundes Bill Conolly, der als freier Reporter und Journalist arbeitete und zu den Menschen gehörte, die buchstäblich das Gras wachsen hörten.

Seine Berichte waren beliebt und auch gefürchtet, wenn er mal wieder Mißstände anprangerte. Zudem war Bill einer meiner Vertrauten. Gemeinsam hatten wir schon zahlreiche haarsträubende Abenteuer erlebt, in die des öfteren auch Bills Familie mit hineingezogen worden war, was uns allen sehr leid tat.

Bill war zu Hause. »Mensch, John, hast du Glück gehabt. Ich wollte gerade in den Verlag.«

»Es kommt doch nicht auf zehn Minuten an?«

»Bei dir nicht. Wo juckt es?«

»So schlimm ist es nicht. Es geht um eine Frau.«

»Oh, wie nett. Kenne ich die?«

»Solltest du eigentlich, wo du doch immer informiert bist. Die Dame hat nur einen Vornamen, wie mir scheint. Celeste...«

»Ach!« rief Bill. »Das neue Supermodell. Die kenne ich. Celeste ist unter anderem nach London gekommen, um hier erste Filmaufnahmen zu machen. Probeaufnahmen und so. Man will aus ihr eine zweite Brigitte Nielsen machen.«

»Das ist schon etwas.«

Ich hörte meinen Freund scharf atmen. »Sag mal, Alter, weshalb interessierst du dich dafür?«

»Aus gewissen Gründen, die ich nicht näher erläutern kann. Weißt

du denn mehr über sie?«

»Kaum. Sie stammt aus dem südlichen Europa oder aus Kleinasien. Dort ist sie bekannt geworden. Dann haben die Scouts amerikanischer Magazine sie entdeckt und auf die Titelblätter ihrer großen Zeitschriften gebracht. Somit begann eine Karriere. Liest du keine Modezeitschriften?«

»Selten.«

»Dein Fehler, dann wüßtest du mehr.«

»Bill«, sagte ich, »wie kann ich an sie herankommen?«

»Willst du sie anmachen?«

»Red kein Blech, das ist rein beruflich. Ich muß sie kennenlernen.«

Mein Freund lachte. »Wenn du den alten Bill nicht hättest und auch den Zufall. Heute abend ist eine Talk-Show, in der auch diese Celeste auftritt. Du kennst den Titel?«

»Ist das >VIPs< in London?«

»Richtig. Die Moderatoren haben wieder einige interessante Leute zusammengebracht.«

»Wo findet die Show statt?«

»In einem kleinen Theater. Das Fernsehen ist dabei, und Karten gibt es keine mehr.«

»Bist du denn da?«

»Sogar mit Sheila. Du weißt ja, daß sie sich für Mode interessiert. Ich habe das Gefühl, daß sie wieder einsteigen will. Aber das bleibt unter uns.«

»Du kannst also nicht noch an zwei Karten herankommen?«

»Unmöglich.«

»Dann werde ich es versuchen. Dienstlich gewissermaßen. Die können uns noch zwei Stühle in den Zuschauerraum stellen.«

»Weshalb redest du in der Mehrzahl?«

»Weil ich jemanden mitbringe, der mich auf die Spur dieser Celeste gebracht hat.«

»John, du machst mich neugierig. Was ist mit dieser Person geschehen, zum Henker?«

»Es besteht da ein gewisser Verdacht, über den ich jetzt nicht reden kann.«

»Heute abend denn?«

»Da werden wir uns sicher sehen. Und viel Erfolg in der Redaktion.«

»Danke, das läuft schon.«

Als ich auflegte, entspannte sich das Gesicht meines Besuchers allmählich. »Danke, Mr. Sinclair, damit hätte ich nicht gerechnet.«

Ich hob die Schultern. »Sie haben mich eben neugierig gemacht, Mr. Balsam. Zudem besitze ich eine recht gute Menschenkenntnis. Ich halte Sie nicht für einen Spinner. Haben Sie heute abend Zeit?«

»Sie meinen wegen der Talk-Show?«

»So ist es.«

»Natürlich habe ich Zeit. Das mit der Show hätte ich Ihnen auch sagen können.«

»Gut, dann werden wir uns dort treffen. Ich werde herausfinden, in welchem Theater...«

»Es liegt an der Grenze zu Soho und heißt Odeon.«

»Ja, das kenne ich.«

Ernie Balsam stand auf. »Treffen wir uns vor dem Eingang?« fragte er.

»Sicher. Die Show beginnt um zwanzig Uhr. Ich werde eine halbe Stunde zuvor dort sein.«

»Ich ebenfalls.«

Im Vorzimmer bedankte sich mein Besucher noch einmal für den vorzüglichen Kaffee. Dann brachte ihn Glenda zum Ausgang. Ich blieb in ihrem Büro und rauchte noch eine Zigarette. Den Qualm blies ich gegen die Fensterscheibe, hinter der sich ein grauer Herbstmorgen abzeichnete.

Es hatte aufgehört zu regnen. Trotzdem glänzten die Straßen und Dächer der Häuser feucht. Die Autos fuhren mit Licht, und über der City lag eine Dunstglocke, die nicht nur aus den Abgasen der zahlreichen Fahrzeuge bestand.

Glenda kehrte zurück.

Ich hielt ihr den Zeitungsausschnitt entgegen, noch bevor sie etwas sagen konnte. »Kennst du diese Person?«

»Ja, Celeste, ein Top-Modell.«

Ich schüttelte den Kopf. »Jeder scheint sie zu kennen, nur ich Esel nicht.«

»Ist ja auch nicht dein Metier — oder?«

Ich schaute Glenda schräg von der Seite her an. »Nein, meine Liebe, noch nicht. Aber es könnte mein Metier werden. Dann nämlich müßten wir den Namen Celeste austauschen.«

»Und wie würde sie heißen?« fragte Glenda.

»Lady Ghoul...«

Mickey Graft, der bekannte Popsänger aus den Staaten, war einiges gewohnt, was Frauen anging, doch hier in London bekam er die Augen kaum noch zu, als er die Schickimickis sah, die sich im Odeon-Theater drängelten und die Gänge bei den Garderoben besetzt hielten. Er stand in der offenen Tür seiner Garderobe, glotzte in den Gang und konnte nichts sagen, obwohl er wahrlich nicht auf den Mund gefallen war. Diese Ansammlung von heißen Hosen, die ihm nicht einmal einen Blick gönnten, war schon außergewöhnlich.

Es waren Frauen und Mädchen zwischen Achtzehn und Vierzig. Vor allem die Jüngeren unter ihnen. Sie hatten die moderne Mode mitgemacht, trugen die superkurzen Röcke und waren wild geschminkt, regelrecht bunt angemalt um die Augen. Bunt waren auch die Haare, sie schimmerten in allen Farben. Unauffällig blaß waren die Lippen angemalt. Sie alle interessierten sich nur für eine Person

— Celeste, das blonde Top-Modell aus dem südöstlichen Europa.

Mickey Graft zog sich wieder in die Garderobe zurück. Dort ließ er sich auf einen Drehschemel fallen und schüttelte den Kopf. Er trug eine wilde Mähne. Früher hatte man dazu Afrolook gesagt, und er wollte ihn wieder aufleben lassen, zumal er zu den Farbigen zählte. Seine Mutter war eine Schwarze gewesen, sein Vater ein weißer Amerikaner. Mickey war ein Mischling. Im Gegensatz dazu standen die blauen Augen. Sie bildeten zwar helle Seen innerhalb der Höhlen, und die langen Wimpern hätten auch einer Frau gehören können. Zwei gelbe Ringe baumelten an seinen Ohrläppchen, und das nicht ohne Grund. Wie der große Maler Picasso seine Farbphasen gehabt hatte, so ging auch Mickey Craft darin auf. Im Moment liebte er Gelb. Gelbe Ohrringe, ein gelbes Hemd, eine gelbe Hose aus Leder. Nur der schwarze Gürtel mit den Silberknöpfen stand im harten Kontrast dazu. Mickey hatte am nächsten Sonntag seinen ersten Auftritt in London. Um etwas kostenlose Promotion zu machen, hatte ihn sein Manager an die Talk-Show »vermittelt.« Da konnte er für seine Konzerte werben und auch für die anschließende Tournee, die ihn durch zwölf englische Städte führte. Nur war er nicht allein. Diese Celeste und ein Politiker aus dem Osten, der ebenfalls in London zu Besuch war, würden neben ihm sitzen.

Craft hatte sich vorgenommen, die große Schau abzureißen. Jetzt allerdings bekam er leichtes Herzklopfen. Wahrscheinlich würde seine Schau in die Hose gehen, wenn er daran dachte, wie sehr sich die Frauen um Celeste rissen.

Ausgerechnet noch Frauen.

Er verstand das nicht. Dieses Modell war ein heißer Feger. Schön wie die Sünde und gleichzeitig unschuldig wie ein Engel, vom Alter her schwer zu schätzen. Sie konnte zwanzig sein, aber auch fünf Jahre älter. Jedenfalls war sie eine Person, die auch ihn reizte, und sie würde sicherlich Karriere machen.

Bisher hatte Mickey jede Frau, die ihn richtig anmachte, ins Bett bekommen, bei Celeste aber, das ahnte er, würde es verdammt schwer werden. Die gehörte zu den coolen Typen, die auch einen berühmten Popsänger abblitzen ließen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Bis zum Beginn der Sendung lag noch eine Stunde vor ihm. Er mußte sich die Zeit irgendwie vertreiben, beugte sich zur Seite und holte eine Flasche aus dem offenstehenden Koffer.

Er schluckte den Bourbon direkt aus der Flasche, wischte seine breiten Lippen ab, schaute auf den grauen Boden der Garderobe und überlegte, wie er an die Frau herankam.

Die Flasche schaukelte zwischen seinen Fingern. Vom Gang her hörte er den Stimmenwirrwarr. Celestes Garderobe lag nur zwei Türen weiter. Er konnte aufstehen, hingehen und sagen: »Okay, Süße, hier bin ich.«

Das hatte schon öfter geklappt, aber bei diesem Weib war er unsicher geworden.

Die würde ihn rauß schmeißen.

So etwas vertrug Mickey Craft nicht. Das hätte sein Selbstbewußtsein untergraben, aber gerade das brauchte er in diesem harten Geschäft. Um immer top zu sein, mußte er sich stimulieren. Früher hatte er mal gedrückt, von dem Zeug war er nach einer Entziehungskur losgekommen, aber er war umgestiegen. Um stets in Hochform zu sein, schluckte er Pillen, gefährliche Drogen, die auf die Dauer den Körper zerstörten. In Verbindung mit Alkohol putschten sie so stark auf, daß er eine Nacht durchhalten konnte, bis das böse Erwachen am anderen Morgen kam und er sich beschissen fühlte. Da ging man ihm am besten aus dem Weg, denn seine Tobsuchtsanfälle waren gefürchtet. Hoteliers konnten ein Lied davon singen. Sie schickten ihm halt die Rechnung, wenn er wieder mal eine Zimmereinrichtung zertrümmert hatte. Er trug die blauen Pillen

stets bei sich. Seine Finger zitterten meist schon, wenn er das Döschen hervorholte, eine Pille herausnahm und sie mit einem Schluck Bourbon hinunterspülte.

Dann klopfte es. Zweimal kurz, zweimal lang. Für Mickey ein Zeichen, daß sein Manager zu ihm wollte.

»Ja, komm schon rein.« Er hatte die Beine von sich gestreckt und den Kopf nach hinten gelegt. Dabei starrte er gegen die Decke, an der Fliegendreck klebte.

»Du bist wieder soweit?«

»Sicher.«

Der Manager schloß die Tür. »Scheiße, Mickey, du mußt endlich von dem Zeug loskommen.«

»Die Blauen«, wie er das Zeug nannte, »sind gut für mich.«

»Mal sehen, wie du in zwei Jahren darüber denkst«

»Da schwebe ich über allem.«

»Vorausgesetzt, du bist nicht abgestürzt.«

Mickey schnellte hoch. Ein anderer hätte ihm dies nicht sagen dürfen, doch sein Manager, ein Italo-Amerikaner mit dem Namen Salvatore Bani, besaß diesen Mut. Er stand einen Schritt hinter der Tür und hatte die Hände in die Außentaschen seines dezent gestreiften Zweireihers geschoben, wobei er Mickey nur anschaute.

»Was glotzt du denn so?«

Bani hob die Schultern. Er war ziemlich klein und hatte, bis auf ein paar Haare am Hinterkopf, eine Glatze. Sein Gesicht war rund, die Nase leicht gebogen und schmal, dafür besaß er dicke Wangen und eine breite Stirn. Das Kinn fiel kaum auf. Es floh zum Hals hin.

»Ich überlege, Mickey.«

»Kannst du das auch?«

»Vielleicht besser als du.«

»Ach nee.«

»Laß diese verdammten Pillen weg, ich sage es dir. Sonst ist deine

Karriere im Eimer, und ich verdiene auch nichts mehr. Meinetwegen kannst du sie schlucken, aber komm nicht angewinselt, wenn ich kein Konzert mehr für dich manage. Außerdem ist die Konkurrenz nicht schlechter geworden.«

Mickey fuhr hoch. »Willst du damit sagen, daß ich eine beschissene Musik mache, Spaghettifresser?«

»Das habe ich mit keinem Wort erwähnt.«

»Aber ich habe es so verstanden.«

»Deine Sache, Mickey.«

Graft war sauer. »Irgendwann«, so versprach er, »stopfe ich dir noch mal deine große Schnauze.«

Bani kannte die Sprüche. Er regte sich nicht weiter darüber auf und setzte sich auf den zweiten Stuhl. »Hast du sonst noch Probleme?«

»Ja.«

»Dann hol das A-Team.«

»Du Arsch.« Graft war bekannt für seine rüde Ausdrucksweise. Das stellte er auch jetzt wieder unter Beweis.

»Weiter.«

Craft schlug sich milden Fäusten auf die Oberschenkel. »Nicht weiter.«

Bani nickte. »Doch, du hast Probleme. Das spüre ich.«

»Mir geht es prächtig, hörst du? Ich bin gut drauf. Ich habe die Blauen geschluckt. Ich werde die Show nachher an mich reißen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Hoffentlich.«

Mickey wurde mißtrauisch. »Wie meinst du das denn?«

»Wir sind nicht allein.«

»Du denkst an dieses Modell?«

»Exakt. Die ist gut, die Kleine.«

»Weiß ich.«

»Und sie hat Fans.«

»Ich auch.«

»Aber nicht hier.«

»Mann, was willst du damit sagen?«

Salvatore Bani beugte sich vor. »Ich sehe dir doch an, daß du Probleme hast. Und diese Probleme haben auch einen Namen. Celeste - nicht wahr?«

Mickey Craft lehnte sich zurück und grinste.

»Es stimmt also?«

»Klar.«

»Du willst sie haben?«

»Auch das.«

Bani hob die Schultern. »Ich bin dein Agent, dein Manager, dein Ersatzvater, dein Bagger für Schwierigkeiten, die aus dem Weg geräumt werden müssen, dein Ratgeber...«

»Noch was, he?«

»Ja - sogar ein guter Ratgeber. Deshalb sage ich dir jetzt, daß du die Finger von der Frau lassen sollst. Es gibt genug Mädchen, die dir nachrennen...«

»Ich will aber sie!« schrie Mickey und war störrisch.

»Da läufst du dir eine Blase.«

»Und woher willst du das wissen?«

»Weil ich es weiß, und weil ich mehr Menschenkenntnis besitze als du. So einfach ist das.«

»Zu einfach.«

»Nein.« Bani schüttelte den Kopf und starrte in den großen Spiegel.
»Ich bin Realist.«

»Und ich auch.« Craft stand schwungvoll auf. Die Blauen zeigten ihre Wirkung. »Wo willst du hin?«

Der Popmusiker schaute auf die Glatze seines Managers. »Ich gehe jetzt zwei Türen weiter, okay?«

»Daran hindern kann ich dich leider nicht. Ich warne dich aber. Die

kannst du nicht so einfach herumkriegen.«

»Ha.« Er lachte auf. »Weiber — die sind doch alle gleich.«

»Wenn du dich da mal nicht irrst, mein Junge.«

An der Tür blieb Craft stehen. »Du bist doch ein halber Italiener; ich dachte immer, ihr kennt euch bei Frauen aus.«

»Ja, deshalb habe ich es dir gesagt.«

»Spinner.«

Salvatore Bani legte die Stirn in tiefe Sorgenfalten, als sein Schützling den Raum verließ. Mickey war einfach nicht zu belehren. Noch schwamm er auf der Welle des Erfolgs, aber er geriet bereits ins Rutschen, und das war gefährlich. Nicht umsonst hatten sie die England-Tournee eingeplant, da sollte noch einmal Power gemacht werden. Wenn sich Craft allerdings so schlimm anstellte und auch seine Musik nicht besser wurde, hatte das keinen Sinn.

Auf dem Gang hatte sich etwas verändert. Jetzt wurden die an den Wänden hängenden Plakate nicht mehr von den wartenden Fans verdeckt. Dafür sah Mickey den Aufnahmeleiter, der gehetzt über den Flur eilte, stehenblieb und ihn daran erinnerte, daß er in einer Viertelstunde auf die Bühne mußte.

»Klar doch, Meister, ich kenne mich in dem Geschäft aus.«

»Dann ist es ja gut.«

Der Aufnahmeleiter verschwand in einem Garderobenraum. Er sah aus, als wäre er urlaubsreif.

Craft ging weiter. Ihn kümmerte das nicht, er war schließlich der Star, ein Stern am Himmel der Popmusik, wie mal ein Reporter geschrieben hatte. Vor Celestes Tür blieb er stehen. Für einen kurzen Moment kamen ihm Bedenken, die er aber abschüttelte. Dann klopfte er an. Hart und herrisch.

»Ja, was ist?«

Mickey Craft öffnete die Tür...

Celeste saß vor dem Spiegel und war dabei, letzte Hand an ihr Make-up anzulegen. Sie hielt einen dünnen Pinsel in der Hand, mit dem sie über die Augenbrauen strich. Da sie die Tür im Spiegel sehen konnte, drehte sie sich nicht um.

Natürlich wußte sie, wer Mickey Craft war, nur tat sie so, als würde sie ihn jetzt erst wahrnehmen.

»Ach, Sie...«

Er schloß die Tür. »Ja, ich bin es.«

»Wer hat Sie denn reingelassen?«

Mickey lachte. »Mich braucht keiner reinzulassen. Wo ich hinwill, da komme ich auch hin.«

»So ist das also.«

»Sicher.« Er ging vor und blieb neben Celeste stehen, die sich überhaupt nicht stören ließ. Mickey schaute auf ihr Haar, das eine ungewöhnliche Farbe aufwies. Nicht blond, nicht blau und auch nicht grün. Die Farbe lag genau dazwischen, und die einzelnen Strähnen waren zu wippenden, langen Locken gedreht worden.

»Du siehst stark aus, Süße.«

Celeste legte den Pinsel zur Seite und faßte den dünnen Lippenstift an. Sie reagierte überhaupt nicht auf die Bemerkung, was Mickey wiederum ärgerte.

»He, ich habe mit dir gesprochen.«

»Richtig, aber ich nicht mit Ihnen.«

Er lachte unsicher auf. »Kommst dir wohl verdammt schön und arrogant vor, wie?«

»Vielleicht bin ich auch nur klug. Ich gehöre nun mal nicht zu den Frauen, die sich anmachen lassen.«

»Ich bin ja auch nicht jeder.«

»Weiß ich. Sie sind Popsänger.« Das letzte Wort sprach sie aus, als würde sie ihn ausschimpfen.

Das merkte Craft natürlich. »He, du Modell, du. Du bist doch

nichts. wirst fotografiert, stellst dich nur hin, zeigst dein Gesicht und deinen Körper, und damit hat es sich.«

Sie zog erst noch die Lippen nach. »Ist das schlimm?« fragte sie dann.

»Nein.«

»Na bitte.« Celeste legte den Lippenstift zur Seite. »Ich möchte, daß Sie jetzt gehen, Mr. Craft. Ist das klar genug von mir gesagt worden?«

»Sicher.«

»Dann bis gleich.«

»Und wenn ich nicht will?«

Sie schaute ihn von oben bis unten an und verzog dabei die Lippen. Celeste trug einen grünen weit geschnittenen Hosenanzug aus Chintz. Er schillerte wertvoll auf, wenn er vom Licht einer Lampe gestreift wurde. Um ihren Hals baumelte eine schwarze Perlenkette. »Muß ich Sie erst entfernen lassen, Mr. Craft?«

»Das würdest du tun?«

»Lassen Sie es nicht darauf ankommen.«

Er lachte sie an. »Woher willst du denn die tausend Sklaven hernehmen, die so etwas schaffen.« Er beugte sich vor und wechselte das Thema.

»Hör zu, Süße, du bist irre, das weißt du selbst. Du bist einmalig, und ich will dich haben.« Er streckte seine Hand aus und fuhr mit den Fingern durch ihr Haar, das sich so ungewöhnlich anfühlte, als würde es aus Kunststoff bestehen.

»Rühr mich nicht an!« zischte sie.

Mickeys Hand zuckte zurück. »Schon gut«, sagte er, »schon gut.« Er glitt von der Kante des Garderobentisches, auf dem er gesessen hatte, und hielt seine rechte Hand dicht vor sein Gesicht. »Hier stinkt es«, sagte er leise. »Hier stinkt es sogar erbärmlich.«

»Dann wird es Zeit, daß Sie gehen.«

»Nicht ich stinke, sondern du. Und weißt du nach was?« Er beugte sich wieder tiefer. »Hier stinkt es nach Leiche, nach Moder oder so. Widerlich...« Er machte kehrt, ging zur Tür und verschwand. Das eisige Lächeln auf dem Gesicht der schönen Frau sah er nicht...

Einen Parkplatz hatte ich nur mit Mühe und Not gefunden, zudem noch ziemlich weit von meinem eigentlichen Ziel entfernt. Bis zum Theater hatte ich den Weg zu Fuß zurückgelegt, eingehüllt in meinen Burberry, in den ich schon das Winterfutter geknöpft hatte, so daß der Mantel gegen Kälte und Wind schützte.

Die Front des Odeons war hell erleuchtet. Auf dem Gehsteig stand der große Übertragungswagen der BBC. Um ihn herum herrschte Hektik, denn zahlreiche Besucher wollten noch einen Blick in das Fahrzeug werfen.

Ernie Balsam entdeckte mich zuerst. Winkend lief er auf mich zu. Ich nickte ihm entgegen.

»Toll, daß Sie gekommen sind, Mr. Sinclair.«

»Ja, sogar mit Karten.«

»Die haben Sie...«

»Manchmal ist es gut, wenn man bei Scotland Yard arbeitet.«

»Das scheint mir auch so.«

Wir gingen in das Foyer, wo Scheinwerfer aufgebaut waren, eine Kamera stand, die alle Eintretenden filmte, und eine Wärme herrschte, die ich mit dem Wort bullig bezeichnete.

Unter dem Mantel trug ich eine Kombination, bestehend aus Jackett und Hose. Ein gestreiftes Hemd, eine Krawatte, ich sah richtig anders aus. Etwas vornehmer.

Wir gaben unsere Mäntel bei einer älteren Frau ab, die auch ein Trinkgeld bekam. Gäste bei Talk-Shows werden meistens bewirtet. Das ging auf Kosten des Senders.

Hier war es ebenfalls so. Wir konnten Drinks nehmen und

entschieden uns für Orangensaft, der in Sektgläsern stand.

»Auf einen gelungenen Abend«, sagte Balsam. »Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, daß sich meine Worte bestätigen und Sie mich nicht nur als Theoretiker ansehen.«

»So schlimm ist es nicht.« Ich schaute mich um, trank und drehte mich wieder.

»Suchen Sie etwas, Mr. Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Fällt Ihnen bei den Gästen hier nichts auf?«

»Eigentlich nicht. Das Publikum ist sehr gemischt. Aber jetzt, wo Sie mich direkt darauf ansprechen, kann ich es Ihnen sagen. Es sind viele Frauen hier.«

»Eben.«

»Kein Wunder. Mickey Craft ist bekannt dafür, daß er die Mädchenherzen reihenweise bricht.«

Ich wiegte den Kopf. »Ob die ihm alle zugetan sind. Da sind Frauen bei, die schon jenseits des Popalters sind. Sie haben sich zurechtgemacht, sogar ungewöhnlich geschminkt. Schauen Sie sich mal die drei da vorn an.«

»Was ist mit denen?«

»Sie haben auf den Wangen einen roten Punkt. Er leuchtet sogar, wenn er ins Licht gerät.«

»Ist das schlimm?«

»Nein, mir kommt es vor wie ein Zeichen, ein Erkennungsmerkmal.«

Balsam wollte etwas erwidern, als sich genau in diesem Augenblick eine Person zwischen uns schob. Sie war noch jünger, trug einen rot-schwarz gestreiften Minirock, einen roten Pullover mit Schulterpolstern und ebenfalls den roten Fleck auf der Wange. Selbst die Umgebung ihrer Augen war rot geschminkt. Da verteilten sich die Streifen auf der Haut wie auslaufende Tränenspuren. Das Haar war

pechschwarz und glatt nach hinten gekämmt. Darin schimmerte das Gel wie dunkler Lack. Ich hielt die Kleine an. »Haben Sie einen Moment Zeit?«

Sie schaute mich so entrückt an wie eine Mondsüchtige. »Was... was ist denn?«

»Ich bin vom Fernsehen«, log ich schnell, »und möchte Sie nur fragen, weshalb Sie gekommen sind.«

Sie verzog die blassen Lippen. »Ihretwegen.«

»Meinen Sie Celeste?«

»Natürlich, weshalb sonst?« Sie schüttelte den Kopf und hob noch die Schultern.

»Ich dachte eher an Craft, der ja...«

»Hören Sie auf mit dem. Der ist doch out — schon längst. Er weiß es nur noch nicht.«

»Ach ja.«

Sie wollte gehen. »Eine Frage noch — bitte.«

»Was ist denn?« fragte sie mit einer Leierstimme und verdrehte noch die Augen.

»Mir geht es um den Punkt auf Ihrer Wange. Den habe ich schon öfter gesehen. Hier, meine ich.«

»Ich weiß.«

»Bedeutet er etwas? Ein Zeichen oder so?«

»Wir gehören zu ihr«, sagte sie und ging weiter, wobei sie uns den schmalen, fast schon knöchigen Rücken zudrehte.

»Haben Sie das gehört?« fragte Balsam. »Haben Sie das wirklich mitbekommen?«

»Ich bin nicht taub.«

»Was hat sie denn damit gemeint, daß sie zu ihr gehört? Bestimmt Celeste — oder?«

»Sehen Sie eine andere Möglichkeit?«

»Nein.«

»Na also.«

Er nickte. »Dann scheint diese Celeste einen verdammt großen Fan-Club mitgebracht zu haben.«

»Das ist möglich, Mr. Balsam. Wobei ich hoffe, daß es nur bei diesem Begriff Fanclub bleibt.«

»Woran denken Sie denn?«

»Noch an nichts.«

Inzwischen waren auch die beiden Doppeltüren geöffnet worden, durch die wir ins Innere des Theaters gelangen konnten. Vier Leute kontrollierten die Karten. Es konnte sich nicht jeder hinsetzen, wo er wollte.

Wir hatten leider das Pech, in der letzten Reihe sitzen zu müssen, gehörten dafür zu den ersten, die die Plätze eingenommen hatten. So schauten wir zu, wie die anderen den Raum betraten. Auf der Bühne war bereits die Stuhlrunde zusammengestellt worden, und der Moderator, ein bekannter Fernsehmann, hustete ins Mikro. Er trug ein weißes Jackett und eine schwarze Hose. Das Streifenhemd stammte bestimmt nicht von der Stange. Die Frauen, die uns aufgefallen waren, besaßen die besten Karten. Sie schoben sich in die ersten Reihen, so daß sie dort eine regelrechte Klatschriege bilden konnten.

Jemand tippte mich an. »Na, John, schon da?«

Es war Sheila und Bill. Ich stand auf und begrüßte beide. Sheila trug ein weit geschnittenes Kostüm aus dickem Winterstoff. Es zeigte ein leichtes Muster. Die unauffällige Bluse darunter war aus Seide. Ihr Haar hatte sie hochgesteckt und stark gefönt. Ich stellte auch Mr. Balsam vor und mußte dann Bills Neugierde befriedigen. »Also, weshalb sitzt du hier?«

»Es geht mir um die Frau.«

»Ist sie... ist sie...« Er warf einen Blick auf Ernie.

Ich verstand ihn. »Du kannst ruhig reden, Bill.«

»Okay. Ist sie nicht normal?«

»Das weiß ich nicht. Sie sieht jedenfalls normal aus.«

»Das ist auch bei anderen Dämoninnen der Fall gewesen«, sagte der Reporter. »Noch sind wir nicht soweit.«

Sheila, die sich bei ihrem Mann eingehakt hatte, fragte: »Du hast einen Verdacht, John?«

»Mal sehen.«

Sie wurde konkret. »Rechnest du mit Ärger?«

»Ich rechne mit nichts.«

Scharf schaute sie mich an. »Wir sehen uns später noch«, sagte sie und zog Bill mit.

»Der steht aber unter der Fuchtel seiner Frau«, meinte Balsam, als wir uns wieder setzten.

»Das täuscht, glauben Sie mir. Ich kenne die beiden schon etwas länger.«

»Ist ja auch nicht meine Sache.« Er schaute sich um, während ich auf die Uhr blickte.

Noch zehn Minuten.

Die Kameras hatten ihre Positionen eingenommen, die meisten Gäste saßen und wurden mit Getränken versorgt. Der Regisseur rannte noch herum, fuchtelte mit den Armen und gab letzte Anweisungen an die Kameramänner.

Es herrschte eben die typische Hektik vor einer Livesendung. Fünf Minuten später erschien der Moderator. Er hieß B.B. Morton, gehörte zu den smarten Typen, die selbst im Schlaf noch lächelten. Er bat die Anwesenden, mit Beifall nicht zu sparen und die Gäste nicht auszubuhnen, was ihm wiederum Pfiffe einbrachte. Er gab auch die Folge der Auftritte bekannt. Celeste würde als letzte erscheinen, davor kam der Popsänger, und den Anfang machte ein russischer Politiker, der über Glasnost sprechen wollte. Noch eine Minute.

Das Rotlicht der Kameras leuchtete. Die Bühne wurde angestrahlt,

ein Maskenbildner pinselte und puderte noch einmal im Gesicht des Moderators herum, dann lief die Sendung.

Auf den an den Seiten stehenden Monitoren sahen wir das Gesicht der Ansagerin, die noch das Programm ansagte und schließlich viel Spaß bei der Sendung »VIPs in London« wünschte.

Umschaltung.

B.B. Morton erschien. Strahlend, gut gelaunt, als hätte er einen Bingo-Gewinn in der Tasche. Ungefähr fünf Minuten brauchte er, um sich einzureden und uns zu erklären, wie toll er alles fand, wie gut das Publikum war und wie außergewöhnlich seine Gäste.

»Und hier, Ladies and Gentlemen, ist unser erster Gast: Ivan Rogalski aus der Sowjetunion, einer der größten Verehrer und Anhänger von Glasnost.«

Rogalski kam, wurde mit starkem Beifall begrüßt und fühlte sich ein wenig unwohl auf dem Podium.

Man konnte B.B. Morton nachsagen, was man wollte, aber er verstand es prächtig, den Kandidaten die Scheu zu nehmen, und das klappte auch bei dem Russen.

Als dieser sich in den gepolsterten Sessel setzte, umspielte bereits ein Lächeln seine Lippen.

Der nächste Gast trat auf.

Mickey Craft!

Und er machte die große Schau, kam tänzelnd auf die Bühne, winkte ins Publikum, wartete auf den großen Beifall, der allerdings kaum da war, dafür zahlreiche Pfiffe, die ihm entgegengellten. Die Frauen stießen sie aus, und Mickeys Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, als hätte er mit Zitronensaft gegurgelt.

»Beliebt scheint er nicht zu sein«, sagte Ernie Balsam.

Ich hob die Schultern. »Wissen Sie, ich kenne ihn kaum vom Namen her.«

»Ebenfalls.«

B. B. Morton sprach ihn kurz an. Da Mickey bereits sauer war, bekam der Moderator nicht ausweichende und ziemlich knappe Antworten. Er würde es in den nächsten neunzig Minuten nicht leicht haben.

»Und jetzt zu unserem dritten Gast«, rief er, während Craft die Beine ausstreckte und teilnahmslos ins Leere starrte. »Diese Frau ist wie ein Komet aufgestiegen. Sie hat eine beispiellose Karriere als Fotomodell hinter sich und steht auf dem Sprung, ins Filmgeschäft. Freuen Sie sich, freuen wir uns auf — Celeste!«

Dann tobte der Saal, wie man so schön sagt. Plötzlich sprangen die Frauen in den ersten Reihen hoch. Sie trampelten und klatschten gleichzeitig.

Die dumpfen Geräusche und der orkanartige Applaus vermengten sich zu einem rhythmischen Rauschen, das immer wieder anschwell und durch das Theater brauste.

Ich sah sie zum erstenmal, und ich schaute mir Celeste sehr genau an, die am Rand des Podiums stand, etwas verlegen und gleichzeitig stolz wirkte, weil der Beifall sie so umtoste.

»Ja, das ist sie«, sagte Ernie in das Klatschen hinein. »Ich irre mich nicht.«

»Die aus dem Wasser?«

»Klar.« Balsam war aufgeregt. Er schluckte einige Male, sein Blick war starr geworden. Ich sah auch, daß sich seine Hände bewegten. Sie schlossen sich zu Fäusten oder öffneten sich wieder. Die Luft saugte er scharf durch die Nase ein. Zusätzlich war er ins Schwitzen geraten. So gab sich ein Mensch, der innerlich aufgewühlt war.

»Am liebsten würde ich...« Heftig bewegte er den Kopf. »Also würde ich auf die Bühne dort springen und diesem verfluchten Weib die Meinung sagen. Ihr die Tatsachen ins Gesicht schmettern. Verstehen Sie?«

»Warten Sie erst mal ab, Mr. Balsam. Ich kann nichts

Ungewöhnliches an ihr entdecken.«

»Das stimmt. Sie ist eine Schönheit. Dieser grüne Hosenanzug steht ihr phantastisch. Bei ihr ist alles toll, alles perfekt. Eigentlich zu perfekt, um eine Lebende zu sein.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ich weiß es selbst nicht.«

Noch immer stand Celeste im Licht der Scheinwerfer. Die Kameras nahmen sie in der Totalen auf, wie ich an Hand der Bilder auf den Monitoren erkennen konnte.

Sie war eine ungewöhnlich schöne Frau, die kaum Schminke benötigte, allerdings geschminkt worden war, wegen des grellen Schemwerferlichts. Sie verbeugte sich einige Male, und ich schaute direkt gegen ihre Wangen, um den roten Punkt zu entdecken. Er fehlte bei ihr.

B. B. Morton reichte ihr galant den Arm und führte seinen dritten Gast zu dem noch freien Sessel. Jetzt erst klang der Beifall ab. Morton setzte sich ebenfalls. Er fing mit dem Gast an, der auch als erster erschienen war.

Der Russe bekam die ersten Fragen gestellt. Glatt und sicher gab er die Antworten.

Nicht daß mich Glasnost nicht interessiert hätte, aber meine Aufmerksamkeit galt mehr den beiden anderen Gästen. Mickey Craft gab sich unwahrscheinlich gelangweilt. Er hockte auf seinem Platz mit ausgesteckten Beinen, nippte ab und zu am Orangensaft und schaute oft genug gegen die Decke oder auf Celeste, die neben ihm saß. Sie wurde von den beiden Männern flankiert. Mir gefiel der Blick nicht, mit dem Craft die Frau taxierte. Das war sehr lauernd und gleichzeitig eiskalt. Dieser Blick versprach Rache oder Abrechnung. Vielleicht war ich auch voreingenommen und täuschte mich, aber ich traute ihm alles zu.

Celeste hörte zu.

Sie wirkte entspannt, hin und wieder lächelte sie, wenn sie ins Publikum schaute, nickte auch mal einer Bekannten in den ersten Reihen zu, hörte auf das, was der Russe sagte und gab sich einfach so, wie man es von ihr erwartete.

Das tat auch Craft.

Als er interviewt wurde, zog er die große Schau ab. Grinsend erklärte er, wie gut seine Musik doch war und wie sehr er daran hing und an der Botschaft, die sie vermittelte.

»Welche Botschaft denn?«

»Das weißt du nicht.« Er schlug die Beine übereinander und vollführte eine lässige Handbewegung. »Ich stehe auf Action, auf Power. Das versuche ich durch meine Songs auszudrücken.«

»Auch Sex und Gewalt?«

»Klar, Mann, so etwas gehört dazu.«

Die Pfiffe, die er nach dieser Antwort ertete, ließen ihn wütend werden. Er wies auf die Frauen in den vorderen Reihen. »Weshalb haben Sie diese Gänse eigentlich eingeladen?« Trotz des anschließenden Protestgeschreis sprach er weiter. »Hätte ich gewußt, das man hier seine Fanclubs mitbringen kann, hättet ihr anbauen können.«

Er lachte über die Bemerkung, auch im Publikum gab es einige Lacher. B. B. Morton hatte plötzlich zu tun. Er mußte eingreifen und glätten, denn auch Celeste wurde von Mickey angemacht.

»Bitte, Mr. Craft, die Diskussion werden wir später führen. Haben Sie noch etwas zu sagen?«

»Nein!« quetschte er.

»Ich danke Ihnen und komme jetzt zu meinem dritten Gast: Celeste. Sie war im vergangenen Jahr der Komet am Modehimmel. Aus dem Nichts stieg sie auf. Die Aufträge reißen seither nicht ab. Ein Fototermin jagt den anderen, und ich danke Ihnen, daß Sie sich Zeit für uns genommen haben.«

Celeste nickte und lächelte brav.

»Nun zu etwas anderem. Wie ich hörte, sind Sie in London, um Probeaufnahmen zu machen. Sie wollen zum Film?«

Celeste strich ihr Haar an der linken Seite zurück. Für einen Moment sah ich den roten Punkt auf der Wange. »Ja, ich versuche es zumindest. Ob es klappt, weiß ich nicht. Vielleicht habe ich Talent...«

»Das wird Ihnen niemand absprechen«, sagte B. B. Morton. »So wie Sie sich geben, müssen Sie es einfach schaffen. Haben Sie denn vor, in England zu drehen?«

»Ich weiß es noch nicht. Wirklich nicht. Ich bin mir nicht sicher. Ich mache hier Aufnahmen, das ist alles.«

»Und dann?«

»Gehe ich wieder zurück.«

»Darf man fragen, wo Sie leben?«

»Im Süden, Mr. Morton«, antwortete sie ausweichend. »Dort, wo das Wetter besser ist.«

»Das kann ich verstehen. Wer von uns träumt nicht schon vom ewigen Frühling. Erzählen Sie doch unseren Zuhörern und Zuschauern, wie man es schafft, an die Spitze zu gelangen?«

»Glück muß man haben.«

»Das versteht sich. Aber man braucht auch Talent.«

»Ein wenig!«

»Hast du das überhaupt?« sprach Mickey Craft in sein Mikro. »Ich glaube es nämlich nicht. Vielleicht hast du dich an die Spitze gebumst. Kann doch sein, oder? Außerdem wärest du nicht die erste. Da kann ich dir ganz andere Namen nennen.«

Plötzlich wurde es still. Selbst B. B. Morton, der nicht auf den Mund gefallen war, hatte es die Sprache verschlagen. Nur aus einer entfernten Ecke tönte es.

»Da staunt ihr, was?« fragte Mickey. »Aber das ist die Sprache

Amerikas, ihr Spießer.«

»Ich glaube nicht, daß dies Amerikas Sprache ist«, sagte Celeste. »Sie sind einfach unverschämt. Mr. Morton, ich breche die Runde ab, wenn dieser Mensch sich nicht entschuldigt.«

Craft lachte auf und schleuderte dabei Arme und Beine hoch. »Das gibt es doch nicht. Ich soll mich entschuldigen? Soweit kommt es noch. Ich entschuldige mich niemals, das habe ich gar nicht nötig. Und schon gar nicht bei einer Frau, die nach Leichen stinkt...«

Jetzt war es heraus!

Dieser letzte Satz hatte gegessen. Und auch bei mir, das stand fest. Ich hockte starr auf meinem Stuhl, schielte zu Balsam hinüber, der den Eindruck machte, als wollte er jeden Augenblick in die Höhe springen. Er blieb zum Glück sitzen und flüsterte: »Er hat recht. Er muß einfach recht haben.«

B. B. Morton räusperte sich. Gnadenlos hielten die Kameras das Bild auf der Bühne fest und übertrugen es in unzählige Wohnungen und Häuser. Nach dieser Bemerkung wirkte die Szene wie erstarrt. Die Beteiligten mußten erst Luft holen, um reagieren zu können.

Craft fing sich als erster. Er nickte in die Kamera. »Ja, da staunt ihr, wie?«

Morton entgegnete: »Sie... Sie haben sich doch geirrt, Mister.«

»Quatsch mit Soße, Mann. Ich habe mich nicht geirrt. Ich sage es so, wie es ist. Diese schöne Person hier, dieses Top-Modell stinkt nach Leichen. Jawohl, nach Leichen. Als hätte sie mit einem Zombie getanzt.«

Er lachte. »Ich war vor ihrem Auftritt in der Garderobe und wollte sie mal etwas scharf machen, da habe ich es gerochen.« Er schob sein Gesicht auf die Kamera zu und rümpfte die Nase. »Leichengeruch«, flüsterte er.

»Echter Leichengeruch. Jetzt sei ihr dran!«

Celeste stand auf. Sie wirkte wie eine Dirigentin, denn ihre Fans begannen zu buhen. Sie schrien den Popsänger an, der sie auslachte und mit der rechten Hand eine obszöne Geste in ihrer Richtung machte.

»Fuckyourself!« schrie er. »Haut ab, ihr Schlampen...«

Das taten sie nicht, sondern Celeste. Nur der Russe saß dabei, lächelte still vor sich hin und schaute ihr nach, wie sie die Bühne mit schnellen Schritten verließ.

Die Talk-Show war geschmissen.

Jetzt erhoben sich auch die Frauen. Sie standen gemeinsam auf und drohten zur Bühne hin.

II B. Morton war aus dem Konzept gekommen. Er redete, aber niemand hörte zu.

Auch ich erhob mich.

»Wo wollen Sie hin?« fragte mein Begleiter.

»Mit diesem Sänger reden.«

»Ich komme...«

»Sie bleiben, Mr. Balsam. Wir treffen uns im Foyer. Und sagen Sie bitte den Conollys Bescheid.«

»Gut, wie Sie meinen.«

Ich hatte es gut, weil ich mich nicht erst durch die Reihen drängen mußte, in das Foyer gehen konnte und auch den Eingang zu den Garderoben fand.

Vor der Tür stand ein Mann, der mich erst durchließ, als ich ihm meinen Ausweis unter die Nase hielt.

Er gab den Weg frei, ich öffnete die Tür und tauchte in den kahlen Gang. Von Celeste war nichts mehr zu sehen. Mit ihr wollte ich auch noch reden. Wichtiger aber war Craft.

Es standen keine Namen an den Türen, ich würde mein Ziel dennoch finden.

Über die Ruhe im Gang wunderte ich mich. Nach diesem Auftritt

hätte eigentlich Hektik herrschen müssen. Wahrscheinlich hielten die Aufpasser die Neugierigen zurück.

Unter den Zuschauern waren auch zahlreiche Fotografen gewesen. Die Kameras hatten pausenlos geklickt, obwohl es verboten war, während einer Livesendung zu fotografieren.

Hinter einer Tür vernahm ich wildes Geschrei. Eine Stimme kannte ich. Sie gehörte dem Popsänger. Er wurde einem anderen gegenüber ausfallend und sprach von Celeste wie von der letzten Schlampe. Da war ich richtig.

Allerdings kam ich nicht mehr dazu, die Tür zu öffnen. Bevor ich die Hand noch auf die Klinke legen konnte, wurde sie nach innen aufgezogen. Ich mußte zurückspringen, sonst wäre der wesentlich kleinere Mann mit der Halbglatze und dem hochroten Kopf voll gegen mich gerannt.

Er sah mich, stürmte an mir vorbei, blieb stehen und drehte sich um.

»Wer sind Sie denn?« fuhr er mich an.

»Ich will zu Craft!«

Er begann zu toben und führte sich dabei auf wie Rumpelstilzchen.

»Nein, das kommt nicht in Frage. Ein Reporter, ein Schreiberling, ein...«

»Polizist, Mister«, sprach ich laut in seine Redeschwall hinein.

»Das ist alles.«

»Bulle?« Er reckte seinen Körper.

»So ungefähr.«

»Was wollen Sie von Mickey?«

»Haben Sie überhaupt das Recht, dies zu fragen?« erkundigte ich mich lässig.

»Ja, das habe ich. Ich bin Salvatore Bani.« Er sprach den Namen so aus, als müßte ich ihn kennen.

»Na und?«

»Ich bin Micekeys Manager und Agent.«

»Zu diesem Job kann ich Ihnen leider nicht gratulieren«, sagte ich und ging auf die Garderobentür zu.

Bani war schneller. Er wollte nicht, daß ich allein mit seinem Schützling sprach und stürmte vor mir in den Raum, wo Mickey neben einem Stuhl stand und den Whisky aus der Flasche trank.

Als er uns sah, setzte er die Flasche ab. Ein Schwall Alkohol schoß noch aus der Öffnung.

»Du redest nur, wenn ich meine Zustimmung gebe. Hast du verstanden?« fuhr Bani ihn an.

»Nein.«

Ich schloß die Tür. »Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

Der Popsänger fing an zu lachen. »Auch das noch!« krächte er, »ein Bulle vom Yard. Was habe ich denn getan? Falsch geparkt, zu viele Weiber aufgerissen, zu schnell gefahren...«

Bevor er noch mehr aufzählen konnte, fuhr ich ihm kalt in die Parade.

»Bei der einen haben Sie es nicht geschafft. Celeste hat Sie doch abblitzen lassen.«

Er wurde blaß und ruhig.

»Sag das noch mal!« keuchte er, kam auf mich zu und warf sich plötzlich vor. Mit beiden Händen wollte er mich packen und gegen die Wand schleudern.

Ich drosch die vorschnellenden Arme zur Seite und konterte mit der Linken.

Er würgte plötzlich und sackte in die Knie. Dabei traten seine Augen aus den Höhlen. Im Gesicht verschwand die Farbe und schuf einer gewissen Blässe Platz.

Mickey wankte zurück, sein Agent tobte so lange, bis er meine Faust sah, dann war er ruhig.

Craft fiel in seinen Drehstuhl, der unter dem plötzlichen Gewicht

anfang zu wippen.

»Okay?« fragte ich.

»Mann, hast du einen Punch.«

»Das hätten Sie sich ersparen können.«

»Hör auf, Bulle.« Er massierte seine getroffene Stelle und fuhr schließlich seinen Agenten an. »Glitz nicht so blöd! Getan hast du nichts.«

»Ich werde bald nie mehr etwas für dich tun. Nach diesem Auftritt bist du out.«

»Ist mir schei egal.« Er griff wieder zur Flasche, fehlte aber, und ich nahm sie ihm weg.

»He... du...«

»Später, Mr. Craft. Erst möchte ich zur Sache kommen.«

»Gut, fang an.«

»Es geht um Celeste.«

»Toll, frag sie doch.«

»Das werde ich auch. Aber mir ging eine Bemerkung nicht aus dem Kopf. Sie sprachen von Leichengeruch. Habe ich mich verhört oder liege ich richtig?«

»Damit liegst du richtig, Bulle.«

»Sie roch tatsächlich danach?«

»Ja, Mann. Ich war in ihrer Garderobe, wollte sie anmachen.« Er hatte zu schnell gesprochen, hustete, holte Luft und redete weiter. »Also, ich wollte sie anmachen, als sie plötzlich...« Er lachte hustend. »Ist nicht gerade ein Punkt für mich.«

»Sie hat Sie abblitzen lassen.«

»Genau.«

»Und Sie waren sauer«, legte ich ihm in den Mund. »Stimmt auch.«

»Da haben Sie ihr gesagt, daß sie nach Leichen riecht.«

»Gut getippt.«

»Haben Sie das nur so gesagt, weil Celeste Sie hat abblitzen

lassen? Oder steckt wirklich mehr dahinter?«

»Bulle!« Er staunte mich an und tippte sich selbst gegen die Brust.

»Hältst du mich wirklich für einen Typen, der sich so etwas ausdenken muß?«

»So gut kenne ich Sie nicht.«

»Nein, Mann.« Er trampelte mit beiden Füßen. »Dieses Weib hat wirklich nach Leichen gestunken. Oder Moder...«

»Sie kennen sich aus.«

»Klar, bei dem Geruch immer. In meiner Kindheit habe ich mal Tote gefunden. Unten an der Grenze zwischen Mexiko und den Staaten. Das waren arme Schweine. Chicanos, die in Texas ihr Glück machen wollen. Abgeknallt hat man sie und einfach in der Sonne liegenlassen. Seit dieser Zeit weiß ich Bescheid.«

»Dann sind Sie als Zeuge prädestiniert.«

»Meinetwegen auch das. Kann ich jetzt einen Schluck nehmen?« fragte er seicht und grinste dabei. »Erlaubt der Herr Bulle?«

»Meinetwegen. Nur noch eine Frage. Haben Sie für den Geruch eine Erklärung?«

»Nein.« Er ließ ein glucksendes Lachen hören. »Oder ein besonderes Parfüm der Marke Friedhof.«

»Ja, das kann auch sein.« Ich wandte mich an Bani, der sich wieder etwas abgeregt hatte. »Wo finde ich Celestes Garderobe?«

»Zwei Türen weiter auf dieser Seite.«

»Danke.«

»Was willst du denn von ihr, Bulle?« rief mir der Popsänger noch nach.

Mit der Hand auf der Klinke drehte ich mich um. »Ganz einfach. Ich möchte mal schnüffeln.«

»Ein Bulle mit Humor, das ist irre. Habe ich auch noch nicht erlebt. Du solltest nach L. A. kommen und dort einige auf...«

Er redete noch, als ich bereits im Gang stand. Zwei Türen weiter

auf der rechten Seite. Das bedeutete nur einige Schritte. Sehr rasch hatte ich mein Ziel erreicht, war höflich, klopfte gegen die Tür, hörte keine Antwort und konnte eintreten.

Niemand empfing mich. Ich schaute in eine leere Garderobe. Ein gewisser Geruch trieb in meine Nase. Kein Leichengestank, sondern der typische Garderobengeruch.

Puder und Schminke, Haarspray, das war es.

Ich schaute trotzdem sehr genau nach und fand keine persönlichen Dinge, die darauf hingewiesen hätten, daß die Frau noch einmal zurückkehren würde.

War es eine Flucht gewesen?

Ich hielt mich auch nicht länger auf und trat den Rückzug an. Im Foyer traf ich Ernie Balsam. Er stand mit Sheila und Bill zusammen. Die Aufregung hatte sich noch nicht vollends gelegt. Noch immer wurde viel gefragt, ohne daß es Antworten gegeben hätte.

Bill Conolly nickte mir zu. »John, jetzt weiß ich Bescheid. Ernie hat mir die Story erzählt. Wenn das wahr ist, dann...«

»Ich weiß auch nichts, Bill.«

»Wieso? Hast du nicht mit ihr gesprochen?«

»Nein. Sie war schon weg.«

Balsam ballte die Linke zur Faust. »Das kann ich mir vorstellen!« flüsterte er. »Die ist geflohen. Sie ist...«

»Man kann ihr nichts beweisen.«

»Aber ich sage Ihnen...«

»Tut mir leid, Mr. Balsam, uns fehlen einfach die Beweise, die Ihre Anschuldigungen untermauern.«

»Müssen denn erst noch mehr Menschen sterben?« brüllte er mich an. Einige Personen waren durch seine laute Stimme aufmerksam geworden und schauten zu uns her.

»Langsam, langsam«, sagte ich. »Machen Sie nur keinen Wirbel und denken Sie logisch. Ich bin mit Ihnen gegangen. Ich habe Ihre

Behauptungen nicht einfach von mir gewiesen. Soweit alles klar?«

»Ja.«

»Wir können gegen Celeste nichts unternehmen. Es liegt nichts gegen sie vor. Sie ist ein freier Mensch, sie kann sich dementsprechend frei bewegen.«

»Leider.«

»Auch wir müssen uns an die Gesetze halten.«

»Und wenn sie tatsächlich ein Ghoul ist?« fragte Bill.

»Werden wir sie stellen.«

»Sie kennen sich auch mit Ghouls aus — oder?«

»Natürlich Mr. Balsam. Auch wenn es sich um eine Ghoul-Lady handelt, wir tun unser Bestes.«

»Das will ich auch hoffen!«

Jedes Theater besitzt auch einen Hinterausgang. Das wissen vor allen Dingen berühmte Künstler und Entertainer, die sich nach ihrem Auftritt vor Fans retten wollen und deshalb den Hinterausgang benutzen. Celeste war es ebenso ergangen, und eine halbe Stunde später ging Mickey Craft durch den gleichen Eingang. Der Alkohol hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Craft war nicht mehr sicher auf den Beinen, sein Manager mußte ihn stützen.

»Mist«, sagte er, als beide den knallroten Jaguar ansteuerten. »Ich habe noch immer den Leichengeruch in der Nase. Du glaubst mir doch — oder?«

»Klar, Mickey, klar...«

»Okay, du fährst.«

»Auch klar. Und wohin?«

»Ins Hotel.« antwortete Mickey.

»Und dann?«

»Werde ich etwas essen.«

»Eine hervorragende Idee.«

»Und was trinken.«

»Das ist weniger gut.«

»Hör auf, ich weiß selbst, was für mich gut ist und was nicht. Du kannst unterdessen die Typen von der Band anrufen und fragen, ob alles okay bei ihnen ist.«

»Werde ich machen.« Bani war an der Beifahrerseite stehengeblieben und schloß die Tür auf. Mickey stieß sich beim Einsteigen in den niedrigen Leihwagen noch den Kopf, fluchte und hämmerte wütend gegen die wertvolle Innenverkleidung der Tür. Dann stöhnte er über den Schlag des Bullen. »Wie ein Hammer«, sagte er. »Wie ein Hammer.«

»Du hättest auch nicht wie ein Stier auf ihn zuzulaufen brauchen, Mickey.«

»Ich war sauer.«

»Beherrsche dich. Es wird mich viel Mühe kosten, deinen Auftritt heute abend wieder auszubügeln.«

»Dann laß es doch sein, Mann.«

»Das geht nicht. So gut bist du doch nicht, daß du dir alles erlauben kannst.«

»Shit...«

Der Popsänger schloß die Augen. Er wußte selbst, daß er Mist gebaut hatte, würde es aber nie zugeben. Statt dessen dachte er an die Frau, die ihn reingeritten hatte. In den nächsten Tagen würde er sie sich so vornehmen, daß dieser Auftritt am heutigen Abend nichts dagegen war.

»Die mach' ich flach«, flüsterte er. »Ja, die mach' ich flach.«

Bani gab keine Antwort. Er fuhr in Richtung Hotel, das dicht am Hyde Park lag und zur Luxusklasse gehörte.

Als er sich durch den Verkehr gewühlt und den Wagen in die Tiefgarage des Hotels gefahren hatte, war sein Schützling eingeschlafen. Mickey hing schräg im Sitz. Sein Gesicht war

entspannt, der Mund stand halb offen, leise Schnarchtöne drangen daraus hervor.

»Man sollte dich den Geiern zum Fraß vorwerfen!« flüsterte Bani.

»Vielleicht mache ich das auch eines Tages, wenn du nichts mehr bringst. Darauf kannst du dich verlassen.« Noch brauchte er ihn und weckte ihn relativ zart.

»Aufstehen, Mickey. Wach werden, wir sind da.«

Craft schlug um sich, spritzte dann hoch und glotzte dumm in die Gegend. »Was ist?«

»Wir sind im Hotel!«

»In der Bar?«

»Nein, in der Garage.«

»Ach so.« Er öffnete die Tür und stierte in die Düsternis. Dann holte er tief Luft, hustete und stieg aus. Neben dem Wagen reckte er sich. »Ich habe wirklich Hunger.«

»Ja, wir werden etwas essen.«

Sie suchten sich in einem der Restaurants einen ruhigen Platz hinter hohen Pflanzen aus. Durch das Fenster konnten sie zum Hyde Park schauen.

Der Ober kam und empfahl warmes Roastbeef. »Sie können auch Chips dazu haben.«

»Ja, das nehme ich.«

»Für mich auch, bitte«, sagte Bani.

»Und ein großes Bier!« rief Craft dem Ober noch nach. Er holte eine Zigarette hervor. »Was glotzt du mich so an, Bani?«

»Das bildest du dir ein.«

»Du denkst wohl, daß ich auf der Leiter nach unten rutsche, wie?«

»Das kann möglich sein.«

»Aber wenn das geschieht!« keuchte er. »Dann nehme ich dich mit, Bani. Ich reiße dich in die Scheiße rein!« rief er laut, und sein Manager zuckte zusammen.

»Sei doch mal vernünftig.«

»Das bin ich immer. Oder fast.« Er zündete sich das Stäbchen an. Der Ober bestellte das Bier, Bani wollte noch ein Wasser.

»Toll, mußt dich immer von mir abheben. Wann saufen wir denn mal einen zusammen?«

»Wenn du wieder vernünftig bist.«

Für Craft war das Thema erledigt. Er sagte nichts mehr und starrte nur ins Leere.

Das Essen kam, er probierte, war zufrieden und aß anschließend wie ein Ausgehungerter. Nur über die Chips meckerte er. Sie waren ihm zu kalt. Mit Bier spülte er nach und ließ sich anschließend zurücksinken. »Das hat gutgetan.«

»Geht es dir jetzt wieder besser?«

»Wieso? Mir ging es noch nie schlecht.«

»Ich meine mit leerem Magen warst du unausstehlich.«

»Kann sein.« Der Popsänger reckte sich und sagte: »Ich gehe in die Bar. Du kannst ja nachkommen, wenn du willst.«

Bevor der Manager noch eine Antwort geben konnte, war Craft schon verschwunden.

Auch in den Hotelbars hatte er sich nicht immer friedlich benommen. Das schien sich herumgesprochen zu haben. Man behandelte ihn zwar äußerst höflich, begegnete ihm gleichzeitig auch mit einem gewissen Mißtrauen, was Mickey auffiel. Er schlug mit der flachen Hand auf die Mahagonifläche der Bar. »Habe ich was an mir?«

»Nein, Sir.«

»Dann glotzt nicht so blöd«, fuhr er die beiden Keeper an und suchte bei den übrigen Gästen nach Beifall, aber keiner gönnte ihm noch einen Blick. »Pack«, murmelte er, »blödes Pack.«

»Was möchten Sie trinken, Sir?«

»Whisky, Bourbon.«

»Sehr wohl, Sir. Einen Einfachen oder einen Doppelten?«

»Eine Flasche, ihr Ochsen.«

Die beiden Keeper gaben keine Antwort. Sie lächelten auch weiterhin, ihre Gedanken waren schließlich frei.

An der Bar herrschte nicht viel Betrieb. Das konnte noch kommen, besonders in den späten Abendstunden stürmten oft genug durstige Hotelgäste an die Theke.

Außer Mickey Graft hockten noch zwei Japaner am Holz und hatten die Ellenbogen auf den Handlauf gestützt. Sie unterhielten sich leise, wie es ihrer Mentalität und dem Benehmen entsprach. Mickey dagegen versuchte, Aufmerksamkeit zu erringen. Er drehte sich auf dem Hocker, streckte mal die Beine aus, reckte sich und klatschte in die Hände, als die Flasche serviert wurde. »Ja, das ist doch etwas!« rief er. Er bekam ein hohes Glas und auch Eiswürfel.

»Recht so, Sir?«

»Genau, ihr Tänzer. Könnt euch auch einen genehmigen, wenn ihr wollt.«

»Bedauere, Sir, wir sind im Dienst.«

»Dann leckt mich am...«

Jemand tippte ihm auf die Schulter, gerade als er den ersten Whisky einschenken wollte. »Das kannst nur du sein, Bani!«

»Jawohl.«

»Und? Willst du auch einen Schluck trinken?«

»Nein, danke. Ich wollte dir nur sagen...« Bani schob sich rechts neben den Popsänger, »ich wollte dir nur sagen, daß ich mit Perry telefoniert habe.«

»Was sagt er?«

»Sie sind in Ordnung. Sie haben heute noch geübt. Auf die Band kannst du dich verlassen.«

Mickey nickte. »Ja, gut.« Er nahm den ersten Schluck und war unzufrieden, weil Eis fehlte. Einige Stücke ließ er ins Glas klimpern.

»War sonst noch was?«

»Kaum. Nur haben Perry und die anderen deinen Auftritt mitbekommen. Du mußt toll gewirkt haben.«

»Ach nee.«

»Ja, dann gute Nacht.« Bani lachte und schlug seinem Schützling auf die Schulter. »Ich an deiner Stelle würde mich nicht bis zur Bewußtlosigkeit betrinken. Morgen früh gegen zehn Uhr wird geprobt. Den Termin hast du selbst festgesetzt.«

»Habe ich das wirklich?«

»Ja.«

»Dann sag ihn...«

Salvatore Bani war schon gegangen. Er wollte keine Sekunde länger mit seinem Schützling zusammenhocken. Sie verbanden rein geschäftliche Interessen, keine freundschaftlichen.

Craft trank wieder. Er kippte nach und stierte in die Bar hinein. An den Tischen saß niemand. Die Lampen an den Wänden spendeten ein warmes Licht.

»Shit!« murmelte er und schüttete wieder nach. »Es ist zum Kotzen. Ich brauche ein Weib, aber das Weib.« Er trank und lachte. »Leiche«, sagte er dann. »Die hat tatsächlich nach Leiche gerochen. Aber egal, sie ist scharf, unwahrscheinlich scharf. He, habt ihr gehört, ihr beiden Ochsen? Diese Celeste ist scharf.«

»Sehr wohl, Sir. Dürfen wir noch etwas für Sie tun?«

»Ja, ihr Ochsen.« Er stierte die beiden Keeper an. »Holt sie mir her, diese scharfe...«

»Nicht mehr nötig, Mickey!«

Craft saß plötzlich starr und zuckte nicht einmal mehr mit einer Wimper. Seine Augen waren aus den Höhlen gequollen. Er glotzte gegen sein Glas.

»Ich träume doch, nicht?«

»Du träumst nicht.« Eine Hand berührte seinen Nacken und

wanderte nach unten. Fingerspitzen strichen sacht über seinen Rücken und kamen erst an der Stelle zur Ruhe, wo sich sein Gürtel befand.

»Willst du dich nicht umdrehen, Mickey?«

»Nein, dann ist der Traum vorbei.« Vor seinen Augen flimmerte es. Die Keeper sah er nur verschwommen. Ihre Köpfe kamen ihm aufgebläht vor. Sie standen im Licht der Spotlights und schienen zu explodieren.

»Wenn du es wirklich bist, setz dich neben mich.«

»Nichts einfacher als das.« Neben Mickey entstand die Bewegung. Dann schob sich eine Gestalt auf den Hocker, auf dem vor kurzem noch Bani gesessen hatte.

Mickey bekam große Augen. Er sah in das glatte Gesicht, das feine Lächeln der Lippen und erkannte, daß Celeste noch immer ihren grünen Hosenanzug trug. Darüber hatte sie einen weißen Pelzmantel geworfen, sehr weit geschnitten und schwingend.

Craft war sprachlos. Seine rechte Hand umklammerte das Glas, ohne es anzuheben. »Du bist es tatsächlich.«

»Sicher.«

Er schüttelte den Kopf und hob beide Arme an. »Weshalb?« fragte er.

»Weshalb nur?«

»Das ist einfach. Du wolltest doch etwas von mir und hast es mir klar genug zu verstehen gegeben.«

»Stimmt.«

»Willst du das noch immer?«

»Dumme Frage.«

»Dann laß uns gehen.«

Mickey stand noch unter dem Einfluß der Überraschung, deshalb zeigte er sich etwas begriffstutzig. »Wohin denn?«

»Du wohnst doch hier«, sagte sie und berührte seinen Arm. Die

beiden Mixer wußten, daß sie nicht stören durften, Deshalb hielten sie sich zurück.

»Ja, ich habe hier mein Zimmer.«

»Und weshalb sitzen wir dann noch hier?«

Craft hatte die Frage vernommen, beugte sich vor und begann kichernd zu lachen. »Es ist ein Wahnsinn, einfach irre«, sagte er.

»Du bist mir ein Rätsel.«

»Mein Angebot steht. Oder bist du nicht mehr interessiert?«

Heftig drehte er sich um. »Klar bin ich interessiert. Was denkst du denn?« Er schaute sie starr an. Eine Duttwolke schwebte ihm entgegen. Parfüm der obersten Preisklasse.

»Nun?«

»Ich nehme die Flasche mit.«

»Bitte.«

Mickey rutschte vom Hocker und winkte den beiden Mixern zu. »Setzt sie auf meine Zimmerrechnung, ich nehme sie mit.«

»Sehr wohl, Sir.«

Mickey hatte zuvor gegessen und war wieder einigermaßen nüchtern geworden. Er hakte sich bei Celeste ein. Sie gingen auf die Fahrstühle zu und betraten die Kabine.

»Welcher Stock?«

»Der achte.« Mickey lehnte an der Wand und schaute auf die Frau ihm gegenüber.

Celeste lächelte. Es war nicht irgendein Lächeln, nein, dieses hier konnte man als rätselhaft und geheimnisvoll bezeichnen. Die Lippen waren kaum verzogen, sie zuckten nur an den Mundwinkeln. Sein Blick glitt an ihrem Gesicht hoch, bis er die Augen erreichte. Über ihnen bildeten die Haare eine Ponyfrisur, die in die Stirn fiel. Noch immer wirkten die Locken, als wären sie aus Gummi gefertigt worden.

»Und deine Weiber?« fragte er.

»Wen meinst du?«

»Die so geschrien haben.«

Celeste winkte ab. »Was soll's? Auch ich habe ein Privatleben, oder nicht?«

»Stimmt.«

Sie stiegen aus und betraten einen breiten Gang, von dem zwei schmalere in verschiedenen Richtungen hin abzweigten.

»Hast du den Schlüssel?«

»In der Tasche.« Graft betrat den linken der beiden Flure. Celeste blieb neben ihm. Auf ihrem glatten Gesicht lag das Lächeln wie eingemeißelt. Es sagte aus, daß sie genau wußte, was sie zu tun gedachte. Sie hatte ihre Pläne.

Mickey schloß auf. »Es ist keine Luxus-Suite. Aus den Staaten bin ich etwas anderes gewohnt, aber hier...«

»Ein Bett ist doch vorhanden — oder?«

»Und wie.«

»Brauchen wir mehr?«

Er lachte und ließ sie vortreten.

Die übliche Standardeinrichtung war vorhanden. Auch der Fernsehapparat fehlte nicht. Das Zimmermädchen hatte bereits das Bett aufgedeckt und die Vorhänge vor die Fenster gezogen.

»Welches Licht willst du?«

»Kein zu grelles«, erwiderte Celeste und schaute zu, wie Mickey die Zimmertür schloß.

Dann ging er auf sie zu. In der rechten Hand schaukelte er die Whiskyflasche. Auf seinen Lippen lag ein verzerrtes Lächeln. Die Augen leuchteten.

Er schleuderte die verkorkte Flasche auf das Bett. Dann streckte er die Arme aus.

»Komm her...«

Celeste ging zurück und schleuderte mit einer wohleinstudierten

Bewegung den Pelz von den Schultern. »Nein, noch nicht. Ich werde ins Bad gehen.«

»Und dann?«

»Rufe ich dich.«

»Ist das deine Masche?«

Sie lachte ihn an. »Ja, so kann man es nennen. Ich liebe Bäder, verstehst du?«

»Ja, jeder hat so seinen Tick.«

»Dann laß mich vorbei.«

Er trat zur Seite und verbeugte sich sogar noch leicht. Seine Hände konnte er nicht bei sich lassen. Sie strichen über ihren Busen.

»Gut«, sagte er.

»Na«, erwiderte sie, drehte sich ab, lächelte aber dabei. Sie war schon an der Tür zum Bad, als er ihr noch nachrief: »Bleib aber nicht zu lange, Süße.«

»Keine Sorge, ich rufe dich sehr bald.«

»Dusche oder Bad?«

»Bad!«

Sie verschwand, und Mickey wandte sich wieder seiner zweiten Freundin, der Flasche, zu. Auf ein Glas mußte er verzichten, deshalb trank er aus der Flasche. Er stellte sich auf einen der Nachttische, dann wechselte er die Lichtstärke und ließ nur die Fampfen über dem Bett leuchten.

Die Zeit wurde ihm lang. Im Bad rauschte das Wasser in die Wanne. Drei Minuten wollte er ihr noch geben und dann einfach hineingehen. Er brauchte nicht so lange zu warten. Die Hälfte der Zeit war kaum um, als Celeste die Tür öffnete. »Kommst du?«

»Aber klar doch.«

Er lief auf die Tür zu. Celeste hatte sich wieder zurückgezogen. Mickey war nervös wie ein Primaner vor dem ersten Date, als er die Tür nach innen drückte.

Sie stand an der Wanne, aus der die Dampfwolken stiegen, und wandte ihm den Rücken zu.

Ein makelloser Rücken, eine Haut wie Marmor, ohne Falten, Verunreinigungen oder Pickel.

Bis zu den Füßen war sie nackt, und der Popsänger bekam eine trockene Kehle.

»Mann«, sagte er und ging vor.

Da drehte sie sich um.

Nicht schnell oder ruckartig. Dafür langsam, beinahe lasziv wirkend. Er sah in ihr Gesicht, ihre Augen, die in einem unheimlichen Rot leuchteten, und er sah ihre Zähne.

Das war ein Raubtiergebiß.

Gleichzeitig strömte ihm der Geruch entgegen.

Es war der Gestank von alten Leichen!

Sie standen sich gegenüber, ohne miteinander zu sprechen. Hätte Mickey nicht soviel getrunken, hätte er bestimmt reagiert, so aber konnte er nichts tun. Es war schwer für ihn, die Situation zu erfassen und sie auch umzusetzen.

»Du wolltest mich, hier bin ich...« Sie hatte anders gesprochen, mit einer viel tieferen und rauher klingenden Stimme. Ihre Pupillen waren knallrot geworden, und sie winkte mit dem rechten Zeigefinger. »Komm her, mein Freund, komm her...«

Mickey holte zischend Luft. »Nein«, sagte er. »Nein, verdammt, das mache ich nicht mit. Du bist verrückt, du bist wahnsinnig, du bist...« Er drehte sich um. Allmählich hatte sich auch in seinem vom Alkohol umnebelten Gehirn festgesetzt, daß sich diese Frau zu einem Monstrum verwandelt hatte.

Die Hand bekam er noch auf die Klinke, doch schaffte er es nicht, sie nach unten zu drücken.

Etwas hämmerte mit ungeheurer Wucht auf seine Schulter. Finger krallten sich fest. Er wurde zurückgerissen, fiel gegen sie, und starke

Arme umklammerten ihn, bevor er nach rechts zur Seite geschleudert wurde.

Da war die Wanne.

Er stieß gegen sie, kippte nach vorn, sah noch den Dampf, dann spürte er das Wasser. Es war kochend...

Ein Schrei war nicht zu hören, als er eintauchte. Celeste aber drückte ihn tiefer. Ihren Händen tat die Hitze nichts. Sie schaute hinab, und ihr Gesicht schien dabei nur mehr aus einem Maul zu bestehen. Sie war Lady Ghoul, und sie würde ihrem Namen sehr bald wieder alle Ehre machen...

Ich hatte in der folgenden Nacht trotz allem gut geschlafen und fuhr am anderen Morgen erfrischt zum Yard.

Ich hatte am frühen Morgen mit Suko gesprochen und einen Freund gesehen, dessen Gesicht alle Trauer dieser Welt zeigte, weil er auch an diesem Tag die Begleitperson unseres Chefs, Sir James, mimen mußte. Als ich ihm von meinen Erlebnissen berichtete, hatte er glänzende Augen bekommen. Mit den Worten »Man kann nicht alles haben«, hatte ich ihn getröstet und war gefahren.

Glenda und ich trafen gleichzeitig ein. Noch im Fahrstuhl sprach sie mich auf den vergangenen Abend an. »Das war ja wohl ein Ding, diese komische Talk-Show.«

»Ja, die ging in die Hose.«

»Und wie war das mit dem Leichengeruch?«

»Das hat Mickey Graft behauptet.«

»Hast du nicht nachgeforscht?«

»Nein, Glenda, ich habe nichts herausbekommen. Als ich mit Celeste reden wollte, war sie verschwunden. Ich habe mir aber den Sänger vorgenommen.«

»Wie ist er?«

Ich winkte ab. »Den kannst du vergessen. Nur Schau, wahrscheinlich Unsicherheit. Jedenfalls wollte er die Frau

anmachen. Das ist ihm nicht gelungen.«

»Freut mich, wenn sich solche Typen auch eine Blase laufen.«

Ich hockte mich hinter den Schreibtisch und tat so, als würde ich nachdenken. Irgendwie bekam ich meine Gedanken nicht zusammen, eines jedoch stand fest. Wenn dieser Fopsänger mit seiner Bemerkung recht gehabt hatte, dann steckte hinter der Person der Celeste mehr, als wir bisher überhaupt angenommen hatten.

Ich erinnerte mich an einen Fall, der erst kurz zurücklag. Da hatten wir einen neuen Kollegen bekommen, der einen Hauch von Moder ausströmte.[\[1\]](#)

Verhielt es sich bei dieser Celeste ebenso? Wenn ja, dann paßten Ernie Balsams Erklärungen und die des Popsängers zusammen. Glenda kam mit dem Kaffee. Sie lächelte, aber sie sah mir an, daß ich mich mit schweren Gedanken herumplagte. »Was ist, John? Kommst du nicht weiter?«

»Ich trete auf der Stelle.«

Sie stellte ihre und meine Tasse ab. »Celeste, nicht?«

»So ist es.«

»Rede doch mit ihr.«

»Das werde ich auch.« Ich nahm den ersten Schluck, der wunderbar schmeckte, und schaute auf die Uhr. »Allerdings nicht sofort. Sie wird noch im Bett liegen, so wie ich sie einschätze.«

»Wann kommt Suko?«

»Frühestens morgen.« Glenda lachte. »Das ist stark. Dann hat er also noch zu tun.«

»Gönnen wir es ihm.«

Das Wetter hatte sich gebessert. Die dicken Wolken waren verschwunden. Über London lag hoher Nebel. Die Sonne hatte nicht die Kraft, ihn aufzulösen.

Ich hatte auch keine Lust mehr, im Büro zu hocken, und stand auf.

»Wo willst du hin?«

»Ich fahre zu Mickey Graft.«

»Weißt du, wo er wohnt?«

»Das bekomme ich...«

Da meldete sich das Telefon. Ich hob ab und vernahm zuerst ein Keuchen. Dann die Stimme von Ernie Balsam. »Sinclair, Sie... Sie müssen sofort kommen!«

»Wohin?«

»Hyde Park Hotel. Ich warte auf Sie.«

»Was ist denn gesehen, zum Teufel?«

»Das werden Sie schon sehen. Verdammt noch mal.« Er legte auf und ließ mich ziemlich perplex auf den Hörer schauen. Glenda hatte mithören können. »Hyde Park Hotel«, wiederholte sie. »Ob sie dort abgestiegen ist?«

»Kann sein. Balsam war sehr aufgeregt. Da muß etwas passiert sein. Wir werden sehen.«

Ich mußte mich leider in den Morgenverkehr stürzen, schaltete aber die Sirene ein und auch das Blaulicht.

So kam ich einigermaßen durch und rollte am Hyde Park Corner auf die breite Knightsbridge Koad, die direkt am Hotel vorbeiführt. Rechts von mir lag der große Park in der spätherbstlichen Kühle. Es war nicht viel los. Einige Männer schaufelten Laub in große Karren. Blasses Sonnenlicht tupfte gegen das kahle Geäst der Bäume. Ich ließ den Rover auf die Auffahrt vor dem Hotel rollen und auch dort stehen. Ein uniformierter Aufpasser wollte mich vertreiben. Als er meinen Ausweis sah, war er still.

»Bitte, Sir, kein großes Aufsehen. Die Mordkommission ist bereits angekommen und...«

»Wer starb?«

»Mr. Craft.«

»Wie bitte?«

Trotz der Kühle war der Mann ins Schwitzen geraten. »Ja, Sir, Mr.

Craft ist umgekommen, der Sänger.«

»Wann?«

»Wir wissen nichts, Sir, nichts.«

»Danke.«

Ich betrat das Hotel, wo ich von Ernie Balsam schon erwartet wurde. Er stürmte auf mich zu, trug einen hellen Thermomantel, der offenstand und hinter ihm hochwehte.

- Er überraschte mich mit seiner Aktion, rüttelte mich durch und rief:

»Verdammt! Ich habe es Ihnen doch gesagt. Es ist eine gewaltige Schweinerei. Ich...«

»Moment mal.«

»Nein!« schrie er. »Sie hören mir zu.« Andere Gäste waren aufmerksam geworden. »Wären Sie konsequenter gewesen, könnte Craft noch leben. So ist er tot.«

»Wie kommen Sie eigentlich hierher?« fragte ich.

»Ich wollte mit ihm reden, wollte ihm von diesem Weib berichten. Ich sprach mit seinem Manager, den konnte ich überzeugen. Er rief dann oben an. Niemand meldete sich. Bani ging hoch«, er ließ mich los. »Den Rest können Ihnen andere erzählen.«

»Welche Etage?« fragte ich.

»Die achte.«

»Danke.«

Ich düste hoch. Auf dem Flur standen zwei Uniformierte und sperrten ihn ab, Mich kannten sie und ließen mich durch. Im Zimmer herrschte Gedränge, wie im Bad, denn dort war der Tote gefunden worden. Ich kannte den Chef der Mordkommission nur flüchtig. Er war Inspektor und hieß Green.

Grün warerauch im Gesicht, als er sich aus dem Bad schob, mich sah und stehenblieb.

»Ihr Fall, Sinclair?«

»Kann sein.«

»Wollen Sie schauen?« Er sah mich dabei so scharf an, daß ich fragte:

»Muß ich das?«

»Sie können es, aber bringen Sie starke Nerven mit.« Er schüttelte sich.

»Meine Güte, das habe ich auch noch nicht gesehen.«

Man schuf mir Platz, damit ich mich über die Schwelle drücken konnte. Als mein Blick in den viereckigen Raum fiel, da wußte ich, weshalb der Kollege die Gesichtsfarbe gewechselt hatte. Die übrigen Männer sahen ähnlich aus.

Nein, ich möchte auf eine Beschreibung verzichten. Nur eins noch. Es lagen auch Knochen auf dem Boden. Blanke Gebeine, blaßgelb schimmernd.

Green wartete im normalen Raum. Er saß auf der Bettkante und trank Whisky aus der Flasche. »Den brauche ich jetzt«, sagte er mit Flüsterstimme. »Auch einen?«

»Geben Sie her.«

Ich nahm einen Schluck und verkorkte die Flasche wieder. Dann starrte ich zu Boden.

Neben mir zündete sich Inspektor Green eine Zigarette an. »Ich weiß, wer Sie sind, Sinclair, ich weiß auch, welchen Job Sie bei uns ausüben. Jetzt möchte ich eine Erklärung von Ihnen! Wie ist so etwas möglich? Wer tut das?«

»Es ist sehr schwer...«

»Das glaube ich Ihnen gern«, erwiderte Green bitter lachend. »Aber ich will eine Antwort.«

»Ein Mensch war es nicht.«

»Da sind wir schon mal weiter. Worauf tippen Sie?«

»Auf einen Ghoul!«

»Worauf?«

»Es war ein Ghoul, einer der schrecklichsten Dämonen oder eines der furchtbarsten Wesen, das man sich vorstellen kann. Ghouls töten und fallen anschließend über ihre Opfer her. Muß ich noch deutlicher werden?«

»Nein, das haben wir ja leider gesehen.«

Ich nickte.

»Er muß in der Wanne gelegen haben.«

»Da ist er wahrscheinlich getötet worden.«

»Dann wurde es grausam.«

»So ist es.«

»Haben Sie einen Verdacht?«

Ich stand auf und nahm den Telefonhörer in die Hand. Ich tippte Glendas Nummer. Als sie von dem Mord an Mickey hörte, schrie sie leise auf.

»Also doch.«

»Ja«, sagte ich. »Paß auf. Versuche herauszubekommen, wo Celeste abgestiegen ist.«

»Mach' ich. Wo kann ich dich erreichen?«

»Ich rufe zurück.«

Green hatte den Namen gehört. »Celeste«, sagte er. »Ist das nicht die Frau, die hier groß einsteigen will?«

»So ist es.«

»Und sie hat...?«

Ich hob beide Hände. »Bitte keine voreiligen Entschlüsse. Ich verfolge nur eine Spur, mehr nicht.«

Green schüttelte den Kopf. »Es ist auch kaum vorstellbar, daß eine Person wie sie so etwas Schreckliches getan haben könnte.«

Ich ließ ihn in dem Glauben, holte eine Zigarette hervor und rauchte, während ich nachdachte. Mein Blick fiel durch das Fenster auf den kahlen Hyde Park.

»Werden Sie den Fall übernehmen, Sinclair?«

»Es sieht so aus.«

»Und dann?«

»Ich weiß es noch nicht. Vielleicht läuft alles ganz anders, als wir denken.«

»Wie denn?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich möchte mich nicht nur auf Vermutungen stützen.« Sollte Celeste tatsächlich diesen schlimmen Mord begangen haben, würde sie kaum in London bleiben. Das konnte sie sich einfach nicht leisten.

Der Kollege ging wieder ins Bad. Ich drückte den Glimmstengel aus und wischte über meine Stirn. Auf ihr lag ein dünner Schweißfilm. Der Raum war überheizt.

Dann rief ich Glenda an. Es war noch besetzt, so wartete ich einige Minuten ab.

Green kam zu mir. »Können wir... können wir die Reste abtransportieren?«

»Ja, machen Sie das.«

Zwei Männer trugen eine Kunststoffwanne in das Bad. Ich brauchte nicht dabeizusein. Wieder telefonierte ich und hatte diesmal Glück. Glenda war sofort an der Leitung.

»Hast du...?«

»Ich habe es herausgefunden, John. Nur muß ich dich enttäuschen. Ihre Agentin, eine Mrs. Bloomer, erklärte mir, daß Celeste bereits nach der Sendung abgereist ist.«

»Aha. Und wohin?«

»Mit unbekanntem Ziel. Aber ich glaube ihr nicht. Sie hat mir wohl nicht getraut.«

»Kannst du mir die Adresse geben?«

»Mach' ich.«

Ich notierte mir die Anschrift, bedankte mich und sagte Green, daß er mich im Foyer finden könnte.

Dort fand ich auch Ernie Balsam und Salvatore Bani. Die beiden saßen sich gegenüber. Bani verschwand fast in dem großen Sessel. Sein Gesicht sah aus wie alter Käse, während Balsam ungemein nervös wirkte. Er sprang auf, als er mich sah.

»Na, habe ich unrecht gehabt?«

Ich holte mir einen dritten Sessel herbei und ließ mich nieder.

»Nein, das haben Sie nicht.«

»Sie war es«, sagte Banni.

»Was macht Sie so sicher?«

»Celeste war hier im Hotel. Dafür gibt es Zeugen. Und auch dafür, daß sie und Mickey nach oben in sein Zimmer gefahren sind. Sie ist dann sehr schnell wieder gegangen, wie ich hörte. Mehr kann ich auch nicht sagen.«

Ich nickte und schaute Balsam an. »Sagt Ihnen der Name Bloomer etwas, Mr. Balsam?«

»Nein, wer soll das sein?«

»Eine Agentin hier in London. Celeste muß mit ihr zu tun gehabt haben.«

»Die kenne ich nicht.«

»Ich werde ihr einen Besuch abstatten.«

»Was soll das? Finden Sie Celeste und...«

»Tut mir leid, Mr. Balsam. Diese Lady ist abgereist, wie ich inzwischen erfahren habe.«

»Ach.« Er staunte mich an. »Und wohin?«

»Wenn ich das wüßte. Deshalb will ich ja mit dieser Mrs. Bloomer reden.«

»Kann ich mit?«

»Ja. Sie hatten ja den direkten Kontakt mit ihr.«

Bani hatte bisher zugehört. Jetzt sagte er: »Ist diese Celeste die Mörderin?«

»Wir wissen es nicht, Mr. Bani.«

»Aber sie roch nach Leiche.« Er wollte aufspringen, ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Sie halten sich zur Verfügung. Vielleicht haben wir noch Fragen.«

»Ja, natürlich. Ich muß noch einiges regeln. Die Tournee muß abgesagt werden, aber vielleicht lassen sich seine letzten beiden LPs jetzt besser verkaufen. Mal schauen.«

Der Mann dachte schon wieder ans Geschäft, obwohl der Tote noch nicht einmal unter der Erde lag. So war die Branche eben. Wir nahmen meinen Wagen. In Chelsea wohnte Mrs. Bloomer. Und zwar in der Tyon Street, die von der breiten Kings Road abführte. Wir kamen gut durch. Sloane Street, Kings Road, dann waren wir schon am Ziel. Mrs. Bloomer besaß ihre Büroräume in einem alten Gebäude, wo sie die erste Etage gemietet hatte.

Hinter den dicken Holztüren lagen die Büros. Das Klappern der Maschinen drang nur gedämpft an unsere Ohren. Bis zu einem Sekretariat stießen wir vor. Dort empfing uns ein männliches Wesen in roter Lederhose und weißblond gefärbten Haaren. Wenn mich nicht alles täuschte, waren seine Augenbrauen nachgezogen.

»Sie wünschen?«

»Daß Sie uns zu Mrs. Bloomer durchlassen.«

Er bekam fast einen Lachanfall, der abrupt stoppte, als ich meinen Ausweis zeigte.

»Ach, Polizei. Gehören Sie zu dieser widerlichen Person, die vorhin angerufen hat?«

»Diese widerliche Person ist meine Sekretärin, Sie Komiker.«

»Sie sollten auf Männer umsteigen. Die sind nicht so penetrant.« Er schaute mich von oben bis unten an.

Ich beugte mich vor. »Wollen Sie uns anmelden, oder sollen wir sie mitsamt Ihrem schönen Schreibtisch in das Zimmer hineinschieben?«

»Ja, ja, ich sage Patsy Bescheid.«

Er machte das per Telefon und säuselte in den Hörer, wie andere

eine Liebeserklärung abgaben.

Hoheitsvoll legte er wieder auf und sagte: »Sie dürfen durchgehen.«

Neben mir knirschte Balsam mit den Zähnen. »Mensch, noch eine Minute länger, dann hätte ich ihm das Hinterste nach vorn gedreht.«

Wir klopfen an, hörten das übliche »Come in« und fanden uns nach dem Öffnen der Tür in einem fünfeckigen Raum wieder, der mit weißen Möbeln eingerichtet war und dessen Wände mit zahlreichen Plakaten zugeklebt worden waren.

Der Schreibtisch, rot lackiert und halbrund, stand in der Mitte des Raumes. Mrs. Bloomer saß dahinter, und das rote Gestell ihrer Brille paßte farblich zu ihrem Arbeitsplatz. Sie trug ein schlichtes, beigefarbenes Kaschmirkleid und hatte es mit einer ebenfalls roten Perlenkette dekoriert. Ihr Gesicht war stark geschminkt, das Haar braun und ebenfalls mit dünnen, roten Strähnen durchsetzt.

»Polizei also.« Sie erhob sich und reichte uns die Hand. Ich nannte unsere Namen. Wir durften uns zwei Stühle nehmen, Gebilde aus Chrom und Leder, und sie vor den Schreibtisch stellen.

»So, was kann ich für Sie tun, Gentlemen?«

»Es geht um Celeste.«

Sie lachte auf. »Das habe ich mir gedacht.« Aus einer kleinen Dose klaubte sie eine dünne Zigarre, ließ sich von uns kein Feuer geben und nahm ein Zündholz. »Da hat mich schon jemand belästigt...«

»Das war meine Sekretärin.«

»Also gut, Mr. Sinclair. Ich konnte ihr ja nicht vertrauen. Sie hätte mich auch reinlegen können. Wissen Sie, die Künstler versuchen es mit allen Tricks. Wenn Sie wüßten, wer und was hier alles antantz und einen Job haben will, ich sage Ihnen...«

»Erzählen Sie uns bitte etwas über Celeste.«

Sie schaute mich irritiert an. Wahrscheinlich war sie es nicht gewohnt, daß man sie unterbrach. Hastig paffte sie drei

Rauchwolken. »Ja, Celeste«, wiederholte sie. »Eine unwahrscheinliche Frau. Ein Mädchen, das es in sich hat. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Sie ist einmalig. Celeste ist ein Wunder der Natur.«

»Und verschwunden«, sagte ich.

»Abgereist!« verbesserte sie mich.

»Natürlich. Fragt sich nur, wohin sie gefahren ist.«

»In den Süden.«

»Ins östliche Mittelmeer?« fragte Balsam.

»Das kann sein. Sie rief mich nach dieser peinlichen Sendung an und erklärte mir, daß sie die Termine absagen würde. Sie müßte sich erst erholen.«

»Wann flog sie?«

Mrs. Bloomer hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich weiß auch nicht, ob sie überhaupt mit einem Flieger abgereist ist. Sie kann ebenso gut den Zug genommen haben. Auf dem Festland wird sie immer Anschluß bekommen. Das ist ja heute kein Problem mehr. Bestimmt ist sie schon an ihrem Ziel.«

»Das würde ich gerne wissen, Mrs. Bloomer.«

Sie beugte sich vor. »Ich auch, Mr. Sinclair, glauben Sie mir. Ich wüßte es auch gern.«

Ernie Balsam hob seine rechte Hand und ließ sie wieder fallen. »Sie müssen aber doch einen Hinweis haben...«

»Nein, das Mittelmeer ist groß. Sie liebt die Gegend südlich der Türkei, das weiß ich.«

»Das ist schon etwas«, sagte ich.

»Weiterhelfen kann ich Ihnen wirklich nicht.«

Ich glaubte ihr, erhob mich und bedankte mich für die Auskünfte. Im Vorzimmer schaute der Sekretär aus dem Fenster.

»Ein wunderschönes Wetter«, meldete er. »Nur zu kühl.« Er bewegte sich, als würde er von einem kalten Windhauch gestreift.

»Dann machen Sie sich doch warme Gedanken«, sagte ich zum Abschied und hörte noch seinen Kommentar.

»Ein Witzbold, ein richtiger Scherzkeks als Bulle. Wie komisch. Ha, ha...«

»Was machen wir jetzt?« fragte Ernie Balsam.

Mein Plan stand längst fest. »Sie lieben doch das Mittelmeer, wie ich hörte?«

Er verstand. »Sollen wir...?«

»Wir sollen, und zwar so schnell wie möglich.«

»Dann kommen Sie, Mr. Sinclair. Die Flugpläne habe ich im Kopf. Heute abend sind wir unten...«

Das waren wir auch, er hatte nicht übertrieben. Eine andere Welt empfing mich. Wenn ich die Augen schloß und den noch warmen Wind spürte, hatte ich das Gefühl, zu träumen. Öffnete ich die Augen wieder, sah ich, daß es kein Traum war.

Wir befanden uns tatsächlich in einem kleinen Hafen und nicht weit von der Stelle im Meer entfernt, wo Balsam die Frau aus der Tiefe hatte auftauchen sehen.

Es herrschte nicht sehr viel Betrieb. Nur Einheimische befanden sich auf der Straße. Wir waren die einzigen Fremden. Man kannte Ernie und grüßte ihn freundlich. Aus einem Fischlokal drang türkische Musik. Wir hörten das Lachen der Männer und sahen auch die Frauen, die auf dicken Pollern hockten und Netze flickten.

»Dann gehen wir zu Özal!«

»Was ist mit dem Boot?«

»Keine Sorge, John, es wird aufgetankt. Ich kann mich auf die Menschen hier verlassen.«

Wir nannten uns mittlerweile beim Vornamen. Ernie führte mich vom Hafen weg, den Berghängen und steinigen Flanken entgegen. Wir mußten über eine Treppe laufen, um Özals Haus zu erreichen. Er

kam uns bereits entgegen. Die Kommunikation hier war ausgezeichnet. »Ernie, mein Freund!« rief er, breitete die Arme aus und umarmte den Engländer.

Dieser Mann freute sich wirklich, das war nicht gespielt, alles echt. Auch ich wurde begrüßt wie ein guter alter Bekannter und eingeladen. In der winzigen Gaststube mit den beiden runden Tischen und den zwei schmalen Fenstern lernten wir auch Özals Frau kennen, ein scheues Wesen. Sie zog sich sofort zurück und brachte dafür kühlen Wein und Wasser.

Erst nach einer Viertelstunde und einigen Begrüßungsschlucken kam Özal auf den Kern zu sprechen. »Ihr habt Probleme«, stellte er fest. »Ich brauche euch nur anzusehen. Wie lange ist das mit deinem Freund her, Ernie? Ein Jahr oder noch länger?«

»Ungefähr ein Jahr.«

»Wir haben nichts mehr von ihm gefunden. Keine Knochen - nichts.« Der Türke hob die Schultern. »Aber wir haben sie gesehen!«

»Wen?«

»Celeste.«

»Unmöglich.« Özal schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das ist unmöglich.«

»Sie war in London«, sagte ich. »Und sie hatte sehr viele Fans. Nur Fmiien!«

»Ich muß sie doch kennen«, bekräftigte Ernie meine Aussage. »Ich muß sie wirklich kennen.«

Özal wurde grau im Gesicht. »Wie kann sie in euer Land gekommen sein? Wie?«

»Das wissen wir nicht.«

»Und sie war auch kleiner«, sagte Ernie.

Der Türke holte tief Luft. Dann trank er einen Schluck Wasser. »Wenn sie es wirklich war, muß es mit dem zusammenhängen, was

wir beobachtet haben.«

Ich spitzte die Ohren, fragte aber nicht nach und ließ ihn weiterreden.

»Fischer haben das große Boot schon öfter gesehen. Es war nie leer. Immer befanden sich Passagiere an Bord. Aber es waren nur Frauen, versteht ihr? Nur Frauen.«

Wir nickten. »Wo wollt sie denn hin? Was war ihr Ziel?«

»Die Insel.«

»Welche?« fragte Ernie.

»Aguras.«

Ich schüttelte den Kopf. »Die kenne ich nicht. Sie etwa, Ernie?«

»Ja, ich schon.«

»Wo können wir sie finden?«

Er lächelte. »Gar nicht mal weit von hier. Wir müssen ungefähr zwei Stunden fahren.«

»Wann wird es dunkel?«

»Die Zeit reicht noch.«

Özal hatte uns zugehört. Sein Blick war zwischen Ernie und mir gewandert. »Ihr wollt dorthin?« fragte er.

»Ja.«

»Meint ihr, daß sie sich auf der Insel aufhält. Sie, die in der Tiefe des Meeres ihre Heimat hat?«

»Nicht mehr, Özal«, erwiderte Ernie. »Sie ist aus dem Wasser gestiegen und hat sogar den Weg nach London gefunden, wo sie als Fotomodell...« Er winkte ab. »Aber das ist egal.« Dann hatte er noch eine Frage.

»Wie ist das vergangene Jahr verlaufen, Özal? War es unruhig? Ist dir etwas aufgefallen?«

»Nachdem du wieder in deine Heimat gefahren bist, hat sich etwas getan. Ich sprach von den Frauen und der Insel. Es sind viele gekommen und haben sich dort aufgehalten. Sie bildeten eine

Gemeinschaft und ließen niemanden auf die Insel. Sie bauten dort Häuser und legten auch Gärten an. Man sagt, daß sie jeden Mann, der ihr Eiland betritt, töten werden. Die Insel ist für Männer verboten.«

»Nicht für Celeste?«

Özal verzog die Mundwinkel. Er ging auf meine Bemerkung nicht ein und hob die Schultern. »Jedenfalls«, sagte er schließlich, »habe ich euch gewarnt. Wollt ihr noch immer hin?«

»Ja«, erwiderte ich hart. »Wir sind gekommen, um eine grausame Mörderin zu fangen. Wir lassen uns nicht fertigmachen und von unserer Aufgabe abhalten. Verstehen Sie?«

»Ich weiß Bescheid.«

Ernie Balsam erhob sich. »Jedenfalls bedanke ich mich für deine Gastfreundschaft.«

»Sie war selbstverständlich.« Er umarmte uns beide beim Abschied und versprach, für uns zu beten.

»Das haben wir auch nötig«, sagte Ernie leise...

Das geliehene Boot war völlig in Ordnung. Beide Tanks bis zum Rand gefüllt, die Motoren überholt. Sie summten wie Nähmaschinen, und hinter ihnen steckte eine gewaltige Kraft.

Ernie Balsam kannte sich in diesen Gewässern sehr gut aus und brauchte nicht einmal eine Karte, obwohl sie bereitlag. Wir waren auf das offene Meer hinausgefahren und wurden von einem Himmel begleitet, der allmählich eine dunkelblaue Farbe annahm, wobei sich im Westen schwache Wolkenränder zeigten.

Das Land sahen wir nicht mehr. Himmel und Wasser schienen eins zu werden. Die lange Dünung hob unser Boot oftmals sehr hoch, so daß sich der Blick verbesserte.

Irgendwann fielen mir die Felsen auf, die wie spitze Höcker aus dem Wasser ragten.

»Das ist ihr Gebiet, John. Dort, wo die Felsen aus den Fluten

schauen, bin ich getaucht. Und dort ist sie mir auch erschienen.«

»Als Riesin?«

»Ja.«

Ich nahm es hin. Automatisch glitt mein Blick über das Wasser. Es war von einer schon außergewöhnlichen Klarheit, schimmerte türkisfarben und lud förmlich zum Baden ein.

Wir passierten die Felsen. Ruhig stachen sie aus dem Wasser, umkränzt von weißen Gischtreifen.

Wir hatten eine Fahrt von zwei Stunden angesetzt. Das war gut gerechnet. Bereits nach neunzig Minuten erkannten wir vor uns einen halbrunden Streifen. Die hereinbrechende Dämmerung war es nicht, dazu lag der Streifen zu tief.

»Ist sie das?« fragte ich.

»Ja, das ist die Insel Aguras.«

»Warst du schon dort?« Wir waren mittlerweile auch zum Du übergegangen.

»Nein, ich fuhr immer nur vorbei, wenn überhaupt. Das Eiland interessierte mich nicht. Es war leer, es gehörte niemandem. Ich kann dir auch nicht sagen, ob wir dort einen kleinen Hafen oder die entsprechenden Buchten finden werden, wir müssen abwarten.«

»Okay.«

Allmählich schälte sich die Insel deutlicher aus dem Wasser hervor. Die Umrisse wurden härter. Aus dieser Distanz gesehen, stachen harte Felswände aus dem Wasser, die tief unten einen Gischtreifen hatten, der nie abriß, weil die Brandung dagegen schäumte.

Da ein Glas bereitlag, nahm ich es an mich und schaute hindurch. Es sah nicht gut aus. Die Felswände rückten sehr nahe heran. Ich erkannte auch, daß sie sehr glatt waren und uns Schwierigkeiten bereiten würden, wenn wir versuchten, die Insel zu betreten.

Keine Spalten, keine Buchten, nur der glatte Fels und die

zahlreichen Klippen vor der Wand. Mir fiel auch auf, daß ich so gut wie kein Grün sah.

Als ich das Glas sinken ließ und Ernie meinen skeptischen Blick sah, wußte er Bescheid. »Es gibt also keine Möglichkeit, normal anzulegen.«

»An dieser Seite nicht.«

»Dann müssen wir auf die andere Seite.«

»Ich kann mir vorstellen, daß die Frauen das Meer unter Kontrolle haben.«

Ernie nickte. »Das glaube ich auch.« Dann grinste er schief. »Sie werden uns einen heißen Empfang bereiten.«

»Auf den wir uns einstellen können.«

»Mal sehen.« Balsam wechselte den Kurs. Wir fuhren in südlicher Richtung und parallel zur Westseite der Felseninsel. Schon bald nahm Ernie erneut eine Kurskorrektur vor. Jetzt konnten wir die Insel umrunden.

Ich hatte wieder das Glas zur Hand genommen. »Wer sagt's denn?« lachte ich. »Die Felswände flachen ab und laufen aus.«

»Kannst du schon Häuser oder Hütten sehen?«

»Noch nicht.«

»Das kommt noch. Worüber ich nur immer nachdenke, ist der Grund, weshalb sich Frauen hierher zurückziehen? Kannst du mir da eine Antwort geben?«

»Das ist schwer. Ich denke aber an die modernen Hexenbewegungen. Du weißt doch. Die Frau besinnt sich wieder auf die Kräfte der Natur. Denk an die Urmutter, denk daran, daß es die Erde heißt. Sie ist also weiblich. Die Frauen werden versuchen, sich die Erde Untertan zu machen und ihre Kräfte aus dem Schoß der Erde schöpfen. Diese Philosophie steckt vereinfacht gesagt dahinter.«

»Davon habe ich gehört. Wie Celeste in diesem Thema.«

Ich hob die Schultern. »Jede Gruppe braucht nun mal eine Leitfigur. Das ist Celeste für diese Frauen.«

»Meinst du?«

»Ich bin fast überzeugt.«

»Kennst du die alten Geschichten über sie?«

»Nicht alle. Du hast etwas im Flugzeug angedeutet.«

»Dann will ich dir sagen, was man sich erzählt: Celeste würde aus Atlantis stammen. Sie ist schon damals so etwas wie eine Oberhexe gewesen, wenn du verstehst.«

»Ja, und ich glaube sogar daran.«

Ernie war erstaunt. »So schnell.«

»Weißt du«, sagte ich lächelnd. »Ich habe meine Erfahrungen mit Atlantis gemacht. Ich war sogar schon des öfteren auf diesem uralten Kontinent.«

»Machst du Witze?«

»Nein, Ernie, es ist mir ernst damit. Ich mache keine Witze. Ich habe den Untergang selbst miterlebt. Und es war das absolute Chaos, das Grauen, von dämonischen Kräften inszeniert.«[\[2\]](#)

»Ich möchte dir mal nicht widersprechen«, antwortete er sehr vorsichtig.

»Hätte ich gewußt, daß uns die Spur nach Atlantis führt, hätte ich versucht, einige Freunde mobilzumachen. Aber das ist leider nicht mehr möglich.«

Ernie war neugierig. »Wen denn?«

Ich winkte ab. »Du kennst sie nicht. Es sind Atlanter, die überlebt haben, wie auch Celeste.«

»Ja, natürlich.« Ich hörte aus dieser Erwiderung hervor, daß er mir nicht glaubte, aber das konnte ich auch nicht verlangen.

Wir schipperten näher an die Insel heran. Zum Ufer hin war das Gelände auf dieser Seite tatsächlich besser. Allerdings mußten wir noch ein Gebiet gefährlicher Klippen überwinden, die manchmal nur

aus dem Wasser ragten und von schaumigen Brandungswellen übersprudelt wurden.

Es war auch dunkler geworden. Zwieliht herrschte. Die Sicht war ziemlich mies, sie kam uns zugute.

Dann sahen wir das Schiff.

Es war dunkel gestrichen, damit es nicht so rasch zu erkennen war und praktisch mit den Schatten der flacher laufenden Felsen verschmolz. Das große Boot mußte in einem natürlichen Hafen liegen, den auch wir anführen.

»Ist das nicht zu riskant?« fragte ich.

»Wo willst du sonst ankern? Obwohl die Felsen flacher sind, ist das Gelände nicht gerade günstig.«

»Ja, du hast recht.« Ich sprach Ernie nicht mehr an, denn er hatte genug damit zu tun, unser Boot an die Insel heranzubringen und durch die gefährlichen Klippen zu steuern. Zudem spielten auch die Wellen verrückt. Sie rollten an und wieder zurück, verquirlten ineinander, wurden zu Strudeln und schaumigen Kreisel, die an unserem Boot zerrten, unter den Kiel griffen und wuchtig gegen die Bordwände schlugen, als wären sie mit flachen Hämmern bewaffnet.

Ernie Balsam hatte beide Hände voll zu tun, um das Boot zu lenken und unter Kontrolle zu halten. Einmal rutschten wir über einen dicht unter der Oberfläche lauernden Felsen hinweg und vernahmen das schabende Geräusch unter dem Kiel, das in einem widerlich klingenden Kratzen mündete.

Wir überstanden es, ohne daß der Kiel beschädigt wurde. Das dunkle Schiff lag auf der Backbordseite. Dort mußten wir hin, denn da befand sich auch das ruhige Fahrwasser.

Wir erreichten es, aber da stand schon die Schweißschicht auf der Stirn meines Begleiters. »Puh«, sagte er, »das war Streß, echt harter Streß, verflucht.«

Doch wir hatten es hinter uns und sahen vor uns sogar einen

schmalen hellen Streifen, der sich an die auslaufenden Brandungswellen anschloß. Ein Sandstrand.

Im Schatten des unbeleuchteten Schiffes tuckerten wir in das noch flachere Gewässer und entdeckten zu unserem Erstaunen in den Felsboden geschlagene Poller, an denen wir auch unser Boot vertäuen konnten. Das große Schiff war dort ebenfalls festgemacht worden. Ich sprang zuerst aus dem Boot. Ernie warf mir die Feine zu, die ich auffing und um einen Poller wickelte. Bis zu den Knien war ich naß geworden, das störte mich nicht weiter.

Auch mein Begleiter kletterte an Land, blieb neben mir stehen und atmete tief durch. »Jetzt hoffe ich nur, daß wir auch die richtige Spur gefunden haben.« Er warf einen Blick zurück über die dunkel gewordene, sich bewegende Wasserfläche, die nur in Höhe der aus dem Wasser ragenden Felsen die weißen Streifen und Kreise besaß. Ich ahnte die Gedanken des bärtigen Mannes. »Ich glaube nicht, daß unsere Freundin aus dem Meer klettern wird.«

Er hob die Schultern. »Vielleicht ist sie schon auf der Insel.«

»Dann werden wir sie finden.«

Dieser Satz, war für uns das Startzeichen. Zwar hatte das Ufer vom Wasser aus flach ausgesehen, das aber war es nicht. Das Gelände stieg zum Innern der Insel hin an. Es gab auch zahlreiche Felsen und Unebenheiten, die uns den Blick nahmen.

Wir kletterten los.

Ich war gut bewaffnet und hatte sicherheitshalber auch den Bumerang mitgenommen. Durch meine Sondererlaubnis brachte ich diese Dinge stets glatt durch den Zoll. Noch immer entdeckten wir keinen Lichtschein. Während wir liefen, kam es mir so vor, als würden wir uns nicht auf einer Insel befinden, sondern über dem Wasser schweben. Im Gegensatz zum herbstlich kalten London empfand ich diese Temperatur als angenehm. Der Wind war noch lau, wenn auch kühler als am Tage, man brauchte hier keinen Mantel.

Gemeinsam blieben wir stehen, denn wir hatten die verschwommenen Kreise gleichzeitig entdeckt.

»Lichter!« flüsterte Ernie.

Ich war der gleichen Meinung. Allerdings konnten wir nicht erkennen, wo sie ihren Standort hatten. Um sie zu erkennen, mußten wir weiter vor, gelangten an den höchsten Punkt und fanden sogar hinter Geröll eine gute Deckung.

»Das ist doch nicht möglich«, flüsterte Ernie Balsam. »Verdammt, Özal hatte recht.«

Und wie er mit seiner Annahme recht gehabt hatte. Ich zählte vier Häuser. Aus Stein und Holz erbaut. Sie hatten hüttenähnlichen Charakter, bestimmt keine Elektrizität, das Licht, das wir sahen, mußte von Kerzen oder Öllampen stammen, die in den Häusern standen und ihren flackernden Schein von innen gegen die Scheibe warfen.

Dahinter sahen wir auch Bewegungen. Dort gingen Menschen auf und ab. An den Umrissen konnten wir erkennen, daß es sich bei ihnen um Frauen handelte.

»Die Weiber aus London!« hauchte Ernie. »John, das sind die Frauen aus London.«

»Vielleicht.«

Er stieß mich an. »Los, laß uns gehen und nachschauen. Wir werden Celeste...«

»Langsam, Ernie, langsam, nur nichts überstürzen. Rechne immer damit, daß sie uns erwarten.«

»Dann hätten sie uns schon längst abgelaufen. Die sind ahnungslos, glaub mir.«

»Lieber nicht.«

»Was willst du denn tun?« Er drehte mir sein Gesicht zu. In der Dunkelheit sah es weiß aus. »Hier hinter dem Geröll weiterhin warten?«

»Keinesfalls. Nur hat Vorsicht nichts mit Angst zu tun, wie ich meine.«

»Okay, du bist der Boß.«

So fühlte ich mich zwar nicht, ließ ihn jedoch in seinem Glauben. Als positiv empfand ich es, daß die Bewohnerinnen keinerlei Wachen aufgestellt hatten. Sie fühlten sich sehr sicher. Die Häuser waren nicht auf dem höchsten Punkt der Insel gebaut worden. Der lag weiter hinten. Dafür standen sie in einer langgesteckten Schüssel oder Mulde, deren Hänge nur mehr sehr flach anstiegen.

Deckung gab es für uns erst direkt an den Häusern. Wir bewegten uns geduckt voran und stellten sehr bald fest, daß sich zwischen den Bauten nicht nur Wege befanden, auch kleine Gärten, wo die Frauen einiges angebaut hatten.

Sie ernährten sich autark, lebten also von dem, was die kleinen Felder hergaben.

Der aus den Fenstern fallende Lichtschein reichte nicht sehr weit. Ungefähr eine Schrittlänge entfernt wurde er bereits von der Dunkelheit verschluckt.

Ich lief schneller und erreichte als erster ein Haus. Dort preßte ich mich gegen die Wand und mußte noch den Kopf einziehen, weil ich sonst gegen das vorspringende Dach gestoßen wäre.

Auch Ernie quetschte sich neben mich. Seine Augen leuchteten weiß, als er mich ansah. »Rammen wir die Tür ein?«

»Noch nicht. Erst möchte ich sehen, wie viele Personen sich im Haus befinden.«

»Das ist doch...«

»Warte hier.«

»Ja, ist gut.«

Ich bewegte mich geduckt an der Breitseite des Hauses entlang. Bis zum unteren Rand des Fensters war es aus Steinen errichtet worden, danach folgten Holzbalken, ähnlich wie bei einem Blockhaus. Diese

Frauen mußten tatsächlich wie die Irren geschuftet haben, um innerhalb eines Jahres so weit zu kommen.

Dich neben dem Fenster blieb ich stehen. Ruhig füllte das rotgelbe Licht das Rechteck mit der Scheibe aus. Ich wollte von der Seite her in den Raum hineinschauen und drückte vorsichtig den Kopf vor. Der Winkel war nicht so gut, aber ich erkannte immerhin eine Gestalt, die in der Nähe des Fensters vorbeischritt. Sie kam mir sehr voluminös vor und gleichzeitig auch flatterhaft.

Vielleicht trug sie ein Gewand.

Da hörte ich den erstickt klingenden Laut und gleichzeitig das dumpfe Geräusch.

Ich wirbelte herum — und sah Ernie Balsam zu Boden sinken. Hinter ihm aber stand eine Frau, die ein Gewehr mit beiden Händen festhielt, das auf mich gerichtet war.

Das störte mich nicht so sehr wie ihre Augen, die in einem düsteren Rot leuchteten.

Rot wie Höllenfeuer!

Ich tat zunächst einmal nichts, bis auf eine Kleinigkeit. Um meinen guten Willen zu dokumentieren, hob ich die Arme in Schulterhöhe und ging zwei kleine Schritte vor.

»Bleib stehen!«

Sie sprach mich zischend an. Ich sah, daß sie noch sehr jung war, und konnte jetzt ihr Gesicht besser erkennen, trotz der herrschenden Dunkelheit.

Die Kleine hatte ich auch in der Talk-Show gesehen und sogar mit ihr gesprochen. Den gestreiften Minirock hatte sie ebenso abgelegt wie ihren Pullover. Die Augenschminke war ebenfalls nicht mehr da, nur der rote Punkt auf ihrer Wange leuchtete ebenso wie die Augen. Das schwarze Haar kam ohne Färbemittel aus. Nach wie vor lag es glatt gekämmt auf dem Kopf.

»Und jetzt?« fragte ich.

Sie starrte mich an. In ihrem Gesicht bewegte sich der Mund. Dann sagte sie: »Dich kenne ich.«

»Kann schon sein.«

»Warst du gestern dabei?«

»Ja, in der Talk-Show. Wir beide haben sogar miteinander gesprochen.«

»Und was machst du hier?«

»Vielleicht will ich das Interview fortsetzen. Celeste ist ja sehr schnell verschwunden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Dumm, wie dumm von dir. Du willst dich herausreden. Du bist gekommen, um zu spionieren. Stimmt es? Habe ich recht?« Ihre Stimmlage hatte sich gesteigert. Sie klang jetzt laut, beinahe schon schrill.

»Nein!«

Sie zitterte. Verdammt, dieses Mädchen war noch jung und steckte in diesem Sumpf aus falschem Heldentum. Wem immer sie auch nacheiferte, es war der verkehrte Weg. Der Weg ins Abseits, in die Hölle. Das Rot in ihren Pupillen blieb. Man konnte Furcht davor bekommen. In der Dunkelheit wirkten sie wie blutig angestrichene Laternen. Das Gewehr hielt sie nicht wie ein Profi, aber sie hatte sich auch nicht unter Kontrolle. Das war gefährlich. Amateure wie sie drehten oft genug durch, und sie stand dicht davor.

Ich mußte etwas tun, nur keine Gewalt ausüben. »Wie heißt du?« fragte ich.

»Karen.«

»Ich bin John.«

Sie entspannte sich etwas. »Na und?«

»Kommst du auch aus London?«

»Ja.«

»Und wie alt bist du?«

»Zwanzig.«

»Ein schönes Alter, wirklich. Ich finde es toll. Und ein Alter, das Floffnung gibt. Du hättest London nicht verlassen sollen, Karen. Dieser Ort gehört dir, er gehört deiner Generation. Ihr steht die Zukunft offen.«

Sie lachte mich hart an. »Welche Zukunft denn? Arbeitslos, nicht?«

»Hast du jetzt mehr?«

»Ja!« sagte sie fast stöhnend. »Jetzt habe ich ein Ziel. Es hat auch einen Namen — Celeste.«

»Willst du tatsächlich so werden wie sie?« fragte ich.

»Nicht nur ich, wir alle wollen so werden. Celeste ist wunderbar, sie ist eine Offenbarung, sie besitzt das Wissen der Zeit, der Vergangenheit. Sie hat überlebt.«

»Sie ist eine Mörderin!«

»Nein, was getan werden muß, das muß getan werden. Wir haben unser eigenes Reich gegründet. Wir sind auf die Insel gekommen, um von hier aus die Revolution vorzubereiten. In Celestes Namen werden wir die Welt erobern. Sie ist mit gutem Beispiel vorangegangen. Sie hat uns gezeigt, wie man sich durchs Leben schlägt. Sie machte Karriere. Wir trafen uns in London, wir wollten dabeisein, wenn man sie in die Wolken hievte, aber es kam etwas dazwischen. Jetzt sind wir hier und werden einen zweiten Anlauf vorbereiten.«

Karen tat mir leid. Sie gehörte nicht hierher. So etwas wie sie mußte woanders sein. Aber sie würde nicht auf meiner Seite stehen. Ihre Lebensauffassung war eine andere, ohne Moral.

»Weißt du tatsächlich, wer Celeste ist? Weißt du, daß ich sie Lady Ghoul nenne? Kennst du Ghoul...?«

»Ja, sie sind etwas Besonderes.«

»Möchtest du das auch werden?«

»Wir folgen Celeste. Wir, die Schwestern, und wir werden in

dieser Nacht wieder mit ihr sprechen.«

»Dann kommt sie?«

»Celeste ist schon da. Sie ist immer da, auch wenn du sie nicht siehst.«

Ich hatte längst die Schritte hinter mir vernommen, mich aber nicht umgedreht. Es waren mehrere Personen, und es kamen noch welche hinzu. Irgendwo schlug eine Tür, ich hörte das Flüstern von Stimmen, dann sah ich auch hinter Karen schemenhafte Bewegungen.

»Laß es gut sein, Schwester!«

Die Stimme klang dunkel, rauchig. Ich hatte sie in meinem Rücken vernommen. »Kann ich mich umdrehen?«

»Das kannst du!« Ich drehte mich auf der Stelle.

Mindestens acht Augenpaare starrten mich an. Rot leuchtend, als würde das Höllenfeuer in ihnen flackern, und zu den Augenpaaren gehörten die Mündungen der Gewehre...

Ich kannte mich aus bei Sekten, bei verschworenen Gemeinschaften, und auch diese hier bildeten keine Ausnahme. Sie alle trugen die gleiche Kleidung. Lange, beigefarbene Gewänder, deren Säume ihre Fußknöchel umspielten.

Es waren die Frauen, die ich am vergangenen Abend in London bei der Talk-Show hatte sitzen sehen.

Obwohl vom Alter her unterschiedlich, glichen sie sich fast wie ein Ei dem anderen. Es lag nicht nur an den gleichen Gewändern, auch an ihren roten, grausamen Augen und an den ebenfalls roten Flecken auf ihren Wangen.

Wenn Celeste die Anführerin aller Frauen war, so kristallisierte sich nun eine Person hervor, die möglicherweise Celestes erste Dienerin war. Eine schon ältere Frau mit grauen Haaren und Bubikopffrisur. Sie ließ den Lauf ihres Gewehres sinken, als sie auf mich zutrat, plötzlich eine Hand hob und mich ohrfeigte.

»Männer«, sagte sie voller Verachtung. »Verdammte Männer. Ihr habt es nicht verdient, zu leben. Ihr habt lange genug die Unterdrücker gespielt. Die Zeit der Wende, der Umkehr ist gekommen. Wir alle hier hassen die Männer.«

»Auch den Teufel?« fragte ich.

Sie nahm den linken Arm zurück und winkelte ihn an. Es sah so aus, als wollte sie wiederschlagen, aber sie beherrschte sich. »Wieso der Teufel?« fragte sie. »Wieso?«

»Er ist auch männlich.«

»Wir haben nichts mit ihm zu tun!«

»Wirklich nicht? Soweit ich informiert bin, buhlen Hexen mit dem Teufel.«

Sie drehte sich halb um und stellte die nächste Frage ihren Schwestern.

»Habt ihr gehört, was er sagte? Wir sollen Hexen sein und mit dem Teufel buhlen. Dieser Mann ist widerlich. Wir hassen den Teufel, wir haben nichts mit ihm im Sinn.«

»Wie schön«, erwiderte ich. »Da haben wir ja eines gemeinsam. Auch ich mag den Höllenherrscher nicht.«

»Was magst du denn, Mann?«

Ich lachte. »Eher das Gegenteil vom Teufel!«

Sie wischte durch die Luft, als wollte sie damit eine lästig gewordene Mücke vertreiben. »Du redest viel, einfach zu viel. Und du weißt nichts, auch gar nichts.«

»Über Celeste einiges.«

»Und was?«

»Daß sie aus Atlantis stammt, diesem Kontinent, der vor mehr als zehntausend Jahren versunken ist. Sie muß schon damals zu den widerlichsten Dämonen und Schwarzbütlern gehört haben, denn auch in Atlantis kannte man bereits die Ghouls.«

»Ja, die Totenesser.«

»Richtig.«

»Und sie hat überlebt!« erklärte mir die Frau. »Wie so viele aus diesem Land.«

»Wer noch?«

Ich winkte ab. »Es ist müßig, Namen aufzuzählen. Laß dir gesagt sein, daß ich einige von ihnen kenne.«

»Dann mußt du ein besonderer Mensch sein.«

»Ich sehe aus wie alle anderen. Nur habe ich mich mit den Dingen beschäftigt und auch hinter sie schauen können. Es gibt noch Atlanter, aber nicht nur diese grausamen Wesen wie Celeste.«

»Sie ist nicht grausam. Sie ist unsere Königin. Sie wird die Wende einleiten. Sie hat lange genug gewartet. Jetzt ist sie gekommen, um die Welt zu übernehmen. Ich gebe zu, daß es beim ersten Anlauf nicht geklappt hat. Aber wir werden einen zweiten, wenn es sein muß, auch einen dritten unternehmen. Und wir werden gewinnen. Mit Celeste in die neue Zeit, in die Zeit der tiefen Vergangenheit, der Ursprünge, die wieder Gegenwart und Zukunft werden.«

»Mit einer Mörderin!« widersprach ich. »Mit einer Person, die so schlimm ist, daß sie selbst von den Dämonen oft genug verachtet wird. Ihr rennt in euer Unglück.«

Sie glotzte mich aus ihren großen, roten Augen an. »Wir rennen in unser Unglück? Nein, du bist es, der in sein Unglück rennt. Du und dein Begleiter. Ihr hättet in London bleiben und nicht kommen sollen. Jetzt ist es zu spät.«

»Leider gehört es zu meinem Job, Mörder zu jagen. Da kann ich keine Rücksicht nehmen, ob sie aus Atlantis stammen oder...«

»Celeste ist keine Mörderin. Sie...«

»Ist ein Ghoul. Lady Ghoul.« Ich sprach schnell weiter. »Aber wieso seid ihr auf sie gekommen? Was hat euch bewogen, ihr zu dienen?«

»Ich war es.«

»Darf ich auch deinen Namen erfahren?«

»Man nennt mich Agatha.«

»Okay, Agatha. Woher wußtest du, daß es Celeste gibt?«

Sie schob den Kopf in den Nacken und lachte los. »Es gibt alte Schriften, es gibt Geschichten, es gibt geheimnisvolle Basare, in denen man Schriftrollen und Bücher erwerben kann. Darin sind viele Geheimnisse verborgen. Dort lesen wir oft genug von Rätseln, die viele Menschen ablehnen, weil sie als Quatsch oder lästig empfunden werden. Ich habe nicht so gedacht. Ich weiß, daß dieses Meer noch sehr viele Rätsel und Geheimnisse birgt. Unter anderem auch das Rätsel der Celeste, von dem ich gelesen hatte. Aus der minoischen Kultur stammten die Informationen. Die Griechen haben sie übernommen und festgehalten. Ich fand eine solche Tontafel. Taucher hatten sie geholt und verkauft. Sie hatte tief im Meeressand vergraben gelegen. Ich erwarb sie für viel Geld. Mein gesamtes Vermögen verlor ich fast dabei, aber die Botschaft hat mich für alles entschädigt. Auf der Rückseite entdeckte ich weitere Informationen, nachdem ich die Tafel gereinigt hatte. Sie wiesen mich auf die große Beschwörung hin, die ich durchführen mußte. Es waren alte Worte aus der Sprache der Atlanter. Auf der Insel redeten die Riesenfrauen in dieser Sprache. Als ich die Worte aussprach, löste ich den Fluch, und Celeste erwachte. Sie tauchte auf, sie holte sich ihre Opfer. Die Fischer wußten Bescheid, sie hatten sie manches Mal gesehen, doch niemand schenkt ihnen Glauben. Ich aber wußte Bescheid, und ich holte sie hervor.«

»Als Riesin habe ich sie nicht kennengelernt«, sagte ich.

»Nein, das war auch nicht nötig. Celeste gehört zu den wandelbaren Personen. Sie kann sich ihrer Umgebung anpassen. Hier erscheint sie in ihrer wahren atlantischen Gestalt, in London aber war sie nicht größer als die normalen Menschen. Damals, vor dem großen Untergang, lebte sie unter ihresgleichen in einem einsamen Tal, das

mit in die tiefe gerissen wurde. Ich weiß nicht, ob noch mehr von ihrem Volk überlebt haben, möglicherweise ist sie die einzige, aber sie reicht aus, um uns zu neuen Ufern zu führen, um die Macht der Frauen zu stärken, um die Vergangenheit wieder hochkommen zu lassen. Sie ist ein Ghoul, sie hat sich von den Toten ernährt, das wird so bleiben.«

»Und ihr?« fragte ich.

Agatha hob nur die Schultern.

Ich dachte über ihre Worte nach. Okay, ich war kein direkter Kenner des alten Kontinents Atlantis, dafür hatte ich einfach zu wenig von ihm gesehen, aber ich wußte vieles und hatte auch einiges von Myxin, dem Magier, erfahren sowie von Kara, der Schönen aus dem Totenreich. Beide stammten ja aus Atlantis. Aber über Riesinnen war nicht gesprochen worden, daran hätte ich mich erinnert.

»Weißt du jetzt Bescheid?«

»Sicher.«

»Dann bist du auch bereit, den Weg zu gehen, den alle Männer und diejenigen gehen müssen, die nicht auf unserer Seite stehen. Du wirst sterben.«

Ich nickte. »Damit habe ich gerechnet.«

Agatha und die anderen Frauen zeigten sich erstaunt. »Dann seid ihr trotzdem gekommen?«

Ich hob die Schultern. »Warum nicht? Es muß ja Menschen geben, die euch Einhalt gebieten.«

Als Agatha lachte, da stimmten auch die anderen mit ein. Sie sahen für uns keine Chance.

Ich im Augenblick auch nicht, wenn ich ehrlich war. »Wie geht es weiter?« fragte ich. »Wollt ihr uns jetzt erschießen?«

Die Frau lachte mich an. »Doch nicht erschießen. Nein, wie hast du Celeste genannt?«

»Lady Ghoul!«

»Ein Name, der zutrifft«, gab sie zu. »Lady Ghoul. Als Ghoul muß sie überleben. Ich habe den alten Bannfluch lösen können, sie braucht wieder Nahrung. Weshalb sollen es immer Schiffer und Fischer sein? Diesmal seid ihr an der Reihe.«

»Ich bin unverdaulich.«

»Sei nicht so arrogant. Typisch Mann.«

»Nicht einmal, das bin ich tatsächlich. Es haben schon zahlreiche Ghouls versucht, mich zu verspeisen«, sagte ich im lockeren Ton, »aber keiner schaffte es.«

»Celeste wird die große Ausnahme sein.« Sie winkte den anderen zu.

»Los, führt ihn ab!«

Die Frauen zogen den Ring enger. Ich hätte ihn gesprengt, aber die verdamnten Gewehrmündungen waren einfach zu nahe. Da hätte ein Kleinkind treffen können. Dann spürte ich etwas Rundes, Kaltes im Nacken. Es war ein Mündungsdruck, und Karen trug die Waffe. Das wußte ich, auch ohne mich umzudrehen. »Du wirst jetzt deinen bewußtlosen Freund nehmen und ihn dir auf die Schulter laden.«

»Und dann?«

»Werden wir einen Spaziergang über die Insel machen«, erklärte mir Agatha.

»Bitte nicht zu lang. So kräftig bin ich nicht.«

»Keine Sorge, dein Ende kommt schneller, als du denkst.«

Der Druck im Nacken verschwand. In der Dunkelheit hörte ich die knirschenden Schritte, als Karen zurückging. Ich durfte mich umdrehen und zu Ernie Balsam gehen, der verkrümmt am Boden lag und noch immer bewußtlos war. Karen hatte ihn mit dem Kolben erwischt. Ich bückte mich, hievte ihn hoch und schleuderte ihn über die rechte Schulter.

»Wohin?«

»Du kannst mir folgen«, sagte Agatha. Sie ging vor, die anderen schlossen sich mir an. Sie bildeten dabei einen Halbkreis. Ihre Gewehre hielten sie auf meinen Rücken gerichtet.

Sie wollten uns also auf besondere Art und Weise töten, Celeste übergeben. Noch hatte ich sie auf der Insel nicht zu Gesicht bekommen, und ich fragte mich, wo sie stecken konnte.

Vielleicht in einem der Häuser?

Nein, wir passierten diese Bauten und umrundeten das letzte dort, wo ein flacher, gartenloser Hang begann, der sich bis zum höchsten Punkt der Insel hinzog, die Felsen einmal ausgenommen.

Sie verschmolzen mit der tintigen Dunkelheit. Die Füße wirbelten beim Laufen Staub auf. Der Wind packte ihn, wirbelte ihn davon und auch gegen unsere Gesichter.

Ich folgte der Frau, die sich Agatha nannte. Ernie Balsam lag über meiner Schulter, ohne sich zu rühren.

Hinter mir vernahm ich die flüsternden Stimmen der übrigen Celeste-Anhängerinnen. Was sie sagten, verstand ich nicht. Bestimmt nichts Positives, was uns anging.

Ich schaute nach vorn. Allmählich geriet ich außer Puste. Der Weg war nicht zu steil, aber das Gewicht des Bewußtlosen machte mir doch ziemlich zu schaffen.

Ich schaute an Agatha vorbei und erkannte, daß wir das Ende des Hangs bald erreicht hatten. Ich spielte auch mit dem Gedanken, sie als Geisel zu nehmen, doch die Kugeln der anderen wären immer schneller gewesen.

Außerdem mußte ich an den wehrlosen Ernie Balsam denken, der eine solche Aktion sicherlich nicht überleben würde.

Während des Laufens drehte sich Agatha um. »Keine Sorge«, sagte sie zu mir. »Wir sind gleich da. Dann hast du es geschafft und kannst dich auf den ewigen Schlaf vorbereiten.«

»Ich freue mich schon.«

Sie verzog die Mundwinkel. Wahrscheinlich war sie darüber wütend, daß ich keine Furcht zeigte, aber das war mir egal. Ich würde jede Chance nutzen.

Sie schritt auf einen dunklen Gegenstand zu, der sich vom Boden her abhob und im ersten Augenblick aussah wie ein gekürzter Schornstein. Es war jedoch ein Brunnen!

Ich folgte Agatha und wartete darauf, daß sie stehenblieb, was sie auch tat. Sie stellte sich hinter den Brunnen und richtete die Gewehrmündung auf mich.

Ich ging langsam. Die anderen Frauen holten auf, ich hörte ihren Atem. Auch ich keuchte und sah Agatha nicken. »Komm schon her«, lockte sie.

»Bleib vor dem Brunnen stehen.«

»Und dann?«

»Komm her!«

»Schon gut.« Ich ging die letzten Schritte. Am Himmel zeichnete sich ein prächtiges Panorama ab. Wie eingezeichnet in die dunkelblaue Fläche sah ich den Halbmond und weit um ihn herum verteilt die glitzernden Punkte, die Sterne.

Keine Nacht, um zu sterben.

Rote Augen starrten mich an. Die Frauen standen unter dem Einfluß der unheilvollen Celeste. Hier hatte Atlantis leider ein Erbe freigegeben, das es besser für sich behalten hätte.

Wind fuhr von der rechten Seite gegen Ernie und mich. Er erzeugte einen Schauer auf meinem Rücken.

Die anderen Frauen hatten sich wieder hinter mich gestellt und den üblichen Halbkreis gebildet. Sie richteten die Mündungen der Gewehre auf mich und kamen mir vor wie Flintenweiber aus einem Western.

»Es ist soweit«, sagte Agatha mit einer veränderten Stimme. Sie klang so kalt, so grausam und abgebrüht. »Wir haben unser Ziel fast

erreicht. Dieser Brunnen«, jetzt sah sie mich genau an, »ist der direkte Weg zu Celeste. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Richte dich danach!«

»Wie soll ich?«

»Sei nicht so dumm!« schrie sie mich an. »Mach den Anfang. Wirf ihn hinein!«

Ich tat nichts. Die Worte hatten bei mir einen Schock ausgelöst. Ich sollte Ernie in den Brunnen werfen, in eine für mich unauslotbare Tiefe, in der er nur als Toter aufschlagen konnte.

»Was ist?« fragte sie. »Willst du nicht?«

Ihre Schwestern traten vor. Ich spürte an zahlreichen Stellen den Druck der Mündungen im Rücken. Manchmal so stark, daß es schmerzte.

»Das kann ich nicht!«

Sie lachte mir ins Gesicht. »Wie — das kannst du nicht? Du brauchst ihn nur über den gemauerten Rand zu schleudern. Er fällt schon von allein, das verspreche ich dir.«

»Ich werde nicht zum Mörder!«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Willst du erschossen werden? Sollen dich meine Schwestern mit Kugeln vollpumpen?«

Ich ballte meine linke Hand, die ich frei hatte, zur Faust. Dann bewegte ich mich nach rechts und ließ Ernie von meiner Schulter gleiten. Bevor er zu Boden schlagen konnte, fing ich ihn ab, so daß er einen weichen Kontakt bekam.

»Was soll das?«

»Ich werde meinen Begleiter nicht in den Brunnen werfen. Es wäre Mord!«

Agatha verengte die Augen ein wenig, so daß sie aussahen wie rote Sichel. »Das würdest du wirklich tun?«

»Ja!«

»Dann werden wir dich erschießen!«

»Bitte!«

Agatha gab ihren Schwestern einen Wink. Einige von ihnen traten zurück, aber drei Mündungen blieben praktisch an meinem Rücken kleben.

»Karen!«

»Ich habe verstanden«, antwortete die Jüngste unter ihnen flüsternd und bewegte den Gewehrlauf. Es war genau festzustellen, wo die Mündung hochwanderte. Sie erreichte meinen Hals und blieb dort.

»Du wirst ihn mit einem Schuß ins Genick erledigen«, erklärte Agatha kalt. Danach werden wir seine Leiche in den Brunnen werfen. Schade, es hätte anders laufen können.

»Wie denn?«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr für dich«, erklärte sie mir. »So, Karen, bist du fertig!«

»Ja!«

»Dann schieß!«

Schon oft hatte ich Sekunden verspürt, die ich zu den schlimmsten in meinem Leben zählte. Doch diese hier übertraf möglicherweise alles, weil die Gefahr so real war, so nahe, so faßbar und nicht einmal von einem dämonischen Wesen ausging.

Ich schwitzte Blut und Wasser. Der Schweiß hatte sich auch in meinem Nacken gesammelt und rann am Rücken herab.

Es nutzte mir kein Kreuz etwas, kein Bumerang, selbst die Beretta nicht. Ich kam einfach an meine Waffen nicht heran. Und Suko war unterwegs, um den Übersetzer zu spielen.

Seltsam, welche Gedanken ich hatte, während mir die Knie weich

wurden und ich mich am liebsten hingelegt und eingegraben hätte. Diese Angst war erdrückend. Sie überschattete einfach alles andere und ließ selbst das Atmen zur Qual werden.

»Was ist, Karen, weshalb schießt du nicht?«

Auch das Mädchen litt. Sein Atem streifte meinen Nacken. Dann hörte ich Karens Stimme. »Ich... ich kann nicht. Ich... kann wirklich nicht. Bitte...«

»Was?«

»Agatha, ich kann ihn nicht erschießen. Ich... ich bringe es einfach nicht fertig.«

Schnaufend holte Agatha Luft. »Ja bist du denn des Wahnsinns? Du kannst nicht abdrücken?«

»Nein!«

»Verflucht!« schrie sie. »Dann soll es eine andere machen oder auch zwei. Los, geh zurück! Wir werden noch darüber reden, dann wird es bitter für dich werden.«

Ich hatte eine Galgenfrist bekommen. »Sei froh«, sprach ich die Frau an.

»Sei froh, daß es auch unter euch noch Menschen gibt, die so denken und nicht einfach morden wollen.«

»Celeste wird sich dafür rächen.« Agatha winkte wütend ab. »Los, und jetzt legt ihn um!«

»Wir haben keine Skrupel!« vernahm ich eine mir fremd klingende Stimme. »Wir nicht.«

»Schießt direkt doppelt. Wir gehen auf Nummer Sicher. Zwei Kugeln ins Genick und...«

»Halt!«

Wir alle hörten die Stimme, auch wenn das Wort nur schwach gesprochen war.

Gemeldet hatte sich Ernie Balsam. Er lag noch neben der aus rohen Steinen zusammengehämmerten Brunnenmauer und hob nun unter

mühsamen Anstrengungen den Kopf.

»Was willst du?«

»Was soll ich denn tun?« fragte er dagegen.

»In den Brunnen springen!«

»Und dann? Werdet ihr ihn dann nicht erschießen?«

»Nein!«

»Glaub ihr nicht, Ernie!«

Aber Balsam hatte sich bereits entschlossen und zog sich am Rand des Brunnens schwerfällig in die Höhe. Er sah völlig erschöpft aus, konnte sich trotz Stütze nicht auf den Beinen halten und schwankte von einer Seite auf die andere.

Er schaute mich an.

Ich erwiderte seinen Blick.

Verdammt, der ging mir durch und durch. Es war ein Blick des Abschieds, eine Geste der Trennung, und er riß sich noch einmal zusammen, als er sich an Agatha wandte. »Wo werde ich hinkommen?«

»Hast du sie nicht immer sehen wollen?«

»Nein, ich kenne sie...«

»Aber du wirst zu ihr kommen. Sie wird sich mit dir beschäftigen. Der Brunnen, dieser Schacht, ist einfach der Zugang zu unserer großen Meisterin Celeste.«

»Ich komme also als Toter an?«

»Das habe ich nicht gesagt!«

Er starrte ihr ins Gesicht. Seine Augen forschten nach der Wahrheit, dann nickte er, aber es war schon mehr ein Kippen, obgleich er seine Hände auf den Brunnenrand stützte. Ernie fiel nach vorn. Ich wollte ihn zurückhalten, es war nur ein Zucken meines rechten Arms, mehr nicht.

Und ich hätte es auch nicht geschafft. Der Brunnen schluckte ihn wie ein großes Maul.

Kopfüber war er hineingefallen. Sein Schrei drang mir tief unter die Haut, er nahm an Lautstärke ab, je tiefer Ernie fiel, bis er plötzlich verstummte, als hätte jemand eine Sirene ausgeschaltet.

»Das ist er gewesen«, sagte Agatha und konnte ein bösesartiges Lachen nicht unterdrücken.

In mir tobte der Zorn. Die Furcht um mein Leben hatte ich vergessen. Hart starrte ich sie an. »Du verfluchte Mörderin, du bist...«

»Nichts mehr«, sagte sie. »Dein Freund ist weg. Jetzt kannst du wählen. Springen oder Genickschuß?«

Das war eine Wahl, wie sie sich nur ein weiblicher Teufel wie diese Agatha ausdenken konnte.

»Ich warte nicht mehr lange!«

Über den Brunnenrand hinweg schauten wir uns an. »Gibt es noch eine dritte Möglichkeit?«

Sie verzog das Gesicht. »Die gibt es nicht.«

Wind kam auf und brachte den Staub als Wolken mit. Er umwirbelte uns, und ich spürte ihn im Gesicht und im Nacken.

»Noch drei Sekunden gebe ich dir, Fremder. Drei Sekunden. Dann werden meine Schwestern schießen, und sie werden auch treffen.«

»Ja, es ist gut«, sagte ich und kletterte auf den Rand des Brunnens. Ich wollte nicht von Kugeln zerfetzt werden. Wenn sie schossen, war mein Tod sicher, wenn ich sprang, konnte es möglicherweise noch eine Chance für mich geben.

Wie die aussah, wußte ich auch nicht. Jedenfalls hatte sie etwas mit Lady Ghoul zu tun.

Auch jetzt trauten mir die Frauen nicht. Sie waren näher an den Brunnen herangekommen und richteten die Mündungen der Gewehre auf mich.

»Die drei Sekunden sind vorbei!« erklärte Agatha.

»Ich weiß. Aber du siehst, daß ich springen will.«

»Dann beeil dich!« Sie trat einen Schritt zurück, um aus meiner Reichweite zu gelangen. Möglicherweise hatte sie Furcht davor, daß ich sie packen und mitreißen würde. In der Tat hatte ich mit einem ähnlichen Gedanken gespielt.

Ich schaute in den runden Schacht. Wo er endete, was sich auf dem Grund befand, das wußte ich nicht. Und ich sah oder hörte auch nichts von Ernie, meinem Begleiter. Die Tiefe des Schachts hatte ihn verschluckt.

»Na los!« Die Augen glänzten, der Mund war verzogen. Agatha stand auf dem Sprung.

»Ja denn«, sagte ich und setzte eine letzte Frage hinzu. »Wird Celeste mich auffangen?«

»Hau schon ab!«

Da ließ ich mich fallen!

Ich hatte meinen Körper kurzerhand nach links gekippt, dann die Beine ausgestreckt, als wollte ich mit den Füßen einen Widerstand suchen. Den gab es nicht.

Ich trat ins Leere.

Und das war ein Gefühl. Man kann es kaum beschreiben. Obwohl ich es vorher gewußt hatte, war in dem Augenblick, als ich ins Leere trat, alles anders. Da schoß die Panik in mir hoch, da schien das Blut seinen Weg von den Füßen in den Schädel zu suchen, um sich dort explosionsartig zu verteilen, da waren auf einmal die Hände vorhanden, die Krallen bildeten und mein Herz umklammerten, als wollten die den Schlag verlangsamen. Da war einfach alles anders.

Ich hatte es auch nicht gewollt, aber ich öffnete den Mund und schrie, während ich wie ein Stein in die Dunkelheit des Schachts hineinraste. Ich riß mich auch zusammen. Nur nicht bewegen. Nur nicht torkeln oder taumeln und mit dem Kopf gegen die Innenwände des Schachts schlagen und bewußtloswerden.

Irgendwo mußte es noch eine Chance geben. Doch Ghouls brauchten Tote, erst dann waren sie zufrieden.

Also würde ich sterben!?

Der Fall ging weiter.

Innerhalb weniger Sekunden können einem Menschen tausend Gedanken durch den Kopf schießen, und das war hier der Fall. Selbst die Angst schaffte es nicht, sie zurückzudrängen. Wann schlug ich auf?

Ich wartete förmlich darauf, auf den letzten Blitz in meinem Leben, dem die tiefe Finsternis folgte. Dann war es soweit.

Urplötzlich und überraschend, obwohl ich damit gerechnet hatte. Ich schrie, ich spürte die Schmerzen, hörte das Rauschen, spürte die Schläge in meinem Körper, dann riß der Faden endgültig. Aus — vorbei...

Agatha trat zurück. Sie hatte gesehen, wie auch der zweite Mann in den Schacht gesprungen war, und auf ihrem Gesicht lag ein kaltes Lächeln, das den Triumph nicht verbergen konnte. Dennoch blieb in ihren Augen die Besorgnis. Der Blick wirkte trotz der roten Pupillen irgendwie düster und gefährlich, aber auch nachdenklich.

Über den Brunneneinstieg hinweg sprach sie ihre Schwestern an.

»Dieser blonde Mann, der als letzter gesprungen ist, kann nicht mit anderen verglichen werden. Er ist gefährlich, er ist anders als die üblichen Männer. Nicht besser oder schlechter, eben anders. Hat das keiner von euch gespürt?«

Die Schwestern und Verbündeten schauten Agatha an, ohne etwas zu sagen. Sie taten nur ihre Pflicht, sie vernichteten, wenn jemand uneingeladen die Insel betrat.

»Keiner?« Agatha lächelte. »Eine zumindest muß es doch gespürt haben. Nicht wahr, Karen?«

Die Jüngste hatte sich bisher im Hintergrund gehalten. Sie wollte

nicht unbedingt in vorderster Linie stehen. Da sie direkt angesprochen worden war, konnte sie nicht anders und mußte vorkommen, das verlangte Agatha.

Karens Schritte waren schwer. In den Augen der anderen hatte sie Schuld auf sich geladen, und sie sah die Blicke der tiefroten Pupillen auf sich gerichtet.

Für Karen war es wie ein optisches Spießbrutenlaufen. Agatha hatte von einer Bestrafung gesprochen, und Karen rechnete damit, daß sie keine Gnade erwarten durfte.

»Ja, komm her...«

Das junge Mädchen blieb ungefähr dort stehen, wo der blonde Mann auf den Brunnenrand geklettert war.

Über den Schacht hinweg schauten Agatha und Karen sich an. Die Ältere nickte und lächelte falsch. »Nun, Karen, du bist ungehorsam gewesen. Weißt du das?«

»Ja.«

»Dann ist dir auch klar, daß wir Ungehorsam nicht dulden können. Wir müssen etwas dagegen unternehmen.«

»Ich... ich...«

»Du hättest nicht geschossen — oder?«

»Nein!« flüsterte Karen. »Ich hätte es einfach nicht übers Herz gebracht. Tut mir leid.«

»Er ist unser Feind...«

»Ja, aber ich konnte es nicht.«

»Dann gehörst du auch nicht zu uns!« erklärte Agatha scharf. »Dann bist du nicht würdig, zu den Dienern der mächtigen Celeste gezählt zu werden. Hast du begriffen?«

»Ja.«

»Da du einsichtig bist und unsere Methoden kennst, wirst du auch wissen, was dich erwartet.« Karen nickte.

»Ich könnte jetzt abstimmen, wie es in unseren Statuten zu lesen ist,

aber darauf möchte ich verzichten. Es ist eine Ausnahmesituation eingetreten, und ich habe mich zu einem endgültigen Urteil entschlossen. Ich werde dich ausschließen, in die Verbannung schicken. Du bist zwar noch hier, aber du gehörst nicht mehr zu uns. Wenn alles vorbei ist, werden wir dich töten, Karen. Bist du damit einverstanden?»

Das junge Mädchen hob den Kopf und schaute an Agatha vorbei. Sie war mächtig, diese Frau, aber sie konnte keine Gedanken lesen, sonst wäre es jetzt schon schlimm für Karen geworden. Sie dachte an den blonden Mann, den sie hatte töten sollen. Sie hatte auch gespürt, daß er tatsächlich anders war als die übrigen. Er hatte keine Angst vor diesen Frauen gezeigt. Das hatte ihr imponiert. Er war ihre Chance, sie war auch seine Chance. »Du bereust?« fragte Agatha.

Karen nickte. »Ja, ich bereue zutiefst.«

»So soll es auch sein. Aber das Schicksal steht fest. Jeder von uns muß Opfer bringen. Das haben wir gewußt. Auch du, Karen. Deines wird am größten sein. Geh jetzt und tritt uns nicht mehr vor die Augen. Ich gebe dir fünf Minuten Zeit. Dann bist du vogelfrei. Du weißt, was das bedeutet?«

»Ich kann es mir denken.«

»Dann will ich es dir noch einmal erklären. Wenn eine von uns dich nach dieser Zeitspanne entdeckt, kann sie dich ohne Warnung erschießen. Egal, wo dich die Kugel trifft. In den Rücken, in die Brust oder in den Kopf. Du bist für uns mehr tot als lebendig. Ist dir das alles klar?«

»Ja.«

»Dann ab mit dir!«

Karen drehte sich um. In der Bewegung konnte sie auch in die Gesichter der anderen Frauen schauen.

Sie erkannte darin alles, nur eben kein Mitleid. Ihr war klar, daß ihr niemand helfen würde. Die roten Augen schienen zu Dolchen zu

werden, und harte Fäuste umklammerten die Kolben der Gewehre. Karen lief zuerst noch zögernd, fast taumelnd, mit ausgebreiteten Armen. In der Dunkelheit hatte sie eine Chance, da konnte sie sich noch auf der Insel verbergen.

Wehe, es wurde hell. Da würde sie gehetzt werden wie ein Wild, so hatten sie es damals ausgemacht. Und Karen hatte ebenfalls zugestimmt, ohne gewußt zu haben, daß sie es sein würde, die als erste in diese teuflische Falle geriet.

Sie hatte die ersten Schritte hinter sich gebracht und begann zu rennen. Es war mehr ein Stolpern. Steine lagen im Weg. Sie schaute zurück und sah die Frauen wie eine Mauer aus Menschenleibern oben am Rand der Schüssel stehen.

Noch war die Zeit nicht um, noch genossen sie, ohne zu schießen. Karen besaß keine Uhr. Sie konnte sich nur nach ihrem Gefühl richten. Und das sagte ihr auch, daß sie so schnell wie möglich ein Versteck finden mußte. So wäre es eigentlich normal gewesen, aber das junge Mädchen hatte etwas anderes vor.

Ohne daß ein Schuß gefallen wäre, war es ihr gelungen, die Senke zu durchqueren. Das Gelände fiel weiterhin etwas ab, bis es dort aufhörte, wo der Strand begann und die Wellen allmählich an den schwarz wirkenden Felsen ausliefen. Da wollte sie hin.

Für die anderen war Karen eine lebende Tote. Sie würde ihnen nicht entwischen können, aber es gibt bei jedem Menschen einen Punkt, wo die Angst besiegt wird und er sich überlegt, wie er aus einer gefährlichen Lage entkommen könnte.

Karen machte da keine Ausnahme.

Wenn die anderen dachten, sie würde vor Angst und Furcht vergehen, sollten sie das ruhig. Das war ihr egal. Sie aber hatte längst einen Plan gefaßt.

Die beiden Männer waren sicherlich nicht mit dem Ruderboot zur Insel gekommen. Um das Meer zu überqueren, brauchte man ein

seetüchtiges Boot. Es mußte irgendwo am Strand ankern, vielleicht sogar dort, wo das schwarzgestrichene Schiff der Frauen lag, das nur von Agatha gesteuert werden konnte.

Also lief sie dorthin.

Karen schaute sich öfter um. Es konnte sein, daß Agatha die gleichen Gedanken hatte wie sie und ihr die Verfolger auf den Flals schickte, aber es war nicht der Fall.

Im schwachen Licht des Mondes, der den aufgewirbelten Staub hell schimmern ließ, zeichneten sich keine Gestalten ab. Karen hatte freie Bahn.

Und sie erreichte den Ort, wo die Insel einen schmalen Sandstrand besaß und das schwarz angestrichene Schiff praktisch mit den dunklen Felsen verschmolz.

Über ihre Lippen glitt seit einiger Zeit wieder ein frohes Lächeln, als sie auch das zweite, viel kleinere Boot erkannte, das vor einigen Stunden noch nicht an den Pollern festgetäut gewesen war. Jetzt brauchte sie viel Glück. Sie wollte eigentlich nicht daran glauben, als sie durch das schaumige, gurgelnde, auslaufende Wasser watete, um ihr Ziel zu erreichen.

Vor der Bordwand stoppte sie, reckte die Arme und umklammerte die Reling. Mit einem Ruck zog sie sich hoch, schwang sich an Bord und schaute noch einmal gegen den Strand und auf das Gelände dahinter. Keine Verfolger.

Sollte sie tatsächlich Glück haben?

Dennoch vorsichtig und geduckt huschte sie dem Ruderhaus entgegen und ließ die Blicke über das Armaturenbrett gleiten. Steckte der Schlüssel?

Nein, die Männer hatten ihn mitgenommen. Sie würde es nicht schaffen, das Boot zu starten.

Die Enttäuschung war groß, obwohl Karen damit hatte rechnen müssen. In den Knien spürte sie das weiche Gefühl und setzte sich

zum Ausruhen auf eine schmale Bank.

Da blieb sie hocken, schüttelte den Kopf, preßte ihr Gesicht gegen die Handflächen und dachte daran, daß ihre Chancen noch mehr gesunken waren.

Sie wußte außerdem, was Agatha und vor allen Dingen Celeste mit den beiden Männern vorhatte, und Karen hätte ihnen für ihr Leben gern geholfen und den teuflischen Plan vereitelt.

Sie — eine schwache Frau.

Schwach körperlich gemeint, aber auch psychisch. Sie war einfach fertiggemacht worden und mußte diese Tatsache überwinden. Deshalb fiel es ihr schwer, logisch zu überlegen.

Minuten verrannen.

Bis Karen plötzlich zusammenzuckte, als hätte sie einen Schlag bekommen. So ähnlich war es auch, nur hatte dieser Schlag sie nicht irgendwo am Körper getroffen, er war in ihrem Innern aufgezuckt und formte sich zu einer Idee.

Meine Güte, daran hätte sie auch früher denken können. Es gab eine Chance, wenn auch nur eine winzig kleine.

Wer immer auf einer Insel lebte, der benötigte ein Boot, um wegzukommen. Da war einmal das große Schiff, aber damit konnte man sich nicht in den ufernahen Gewässern bewegen. Dafür brauchte man etwas anderes. Ein normales, ein kleines Boot.

Und das existierte tatsächlich.

Es gehörte zu den Statuten, die sich die Schwestern gegeben hatten, keine Geheimnisse voreinander zu haben. Jede wußte über die andere Bescheid, und jede wußte auch, wo bestimmte Dinge lagerten. Der Proviant, der Samen für die Felder oder die Kultgegenstände, zu denen die alte Tafel gehörte, die von Agatha gehütet wurde wie ihr eigener Augapfel.

Diese Tafel war äußerst wichtig. Durch ihre Hilfe war Celeste geholt worden, durch ihre Hilfe konnte sie auch vernichtet werden,

wie Karen wußte.

Mit diesen Gedanken beschäftigte sich das junge Mädchen, als es das Boot verließ. Es sprang auf einen etwas buckligen Felsen, rutschte ab und fiel in die schäumende Brandung.

Naß von oben bis unten, richtete sich Karen auf. Sie schüttelte noch Wasser aus den Haaren und eilte dem Trockenen entgegen. Das kleine Boot lag etwas versteckt, es war gewissermaßen als Geheimwaffe gedacht, und es besaß nicht nur die beiden Ruder, auch einen Außenborder.

Jede von ihnen konnte damit umgehen. Sie hatten es geübt, das würde Karen nun helfen.

Sie lag geduckt und sah zu, daß sie stets im Schatten der Felsbuckel blieb, die feucht waren und im Mondlicht sogar einen dunklen Glanz abgaben.

Eigentlich hätte sie sich abtrocknen müssen. So klebte das nasse Gewand an ihrem Körper, und der Wind fuhr hindurch. Auf ihrer Haut hinterließ er einen Schauer.

Mächtige Wellen rollten heran. Sie schäumten in einer breiten Rinne hin, wo sie sich verliefen und wo auch das Boot auf dem Trockenen lag. Im Laufe der Zeit war dort ein winziger Strand entstanden, bestehend aus feinem Sand und kleinen Kieseln.

Das Boot war sehr stabil gebaut und dementsprechend schwer. Karen mußte schon ihre gesamte Kraft einsetzen, um es vom Strand aus in das Wasser zu schieben.

Sie kniete hinter dem Heck, drückte dagegen und hätte am liebsten gejubelt, als es ihr gelang, das Wasserfahrzeug in die Wellen zu schieben. Es ging plötzlich leichter, das Wasser »griff« zu, der Kahn schwamm plötzlich, und Karen mußte sich beeilen, um ihn zu entern. Sie sprang hinein.

Sofort ließ sie sich auf der Mittelbank nieder und griff zu den beiden Rudern.

Wellen rollten heran, sie wollten das Boot wieder zurückdrücken, und Karen mußte rudern. Zuerst tauchte sie die Blätter zu tief ein, so daß sie über den Grund schrammten, dann ging es besser, und sie schaffte es auch, aus der Enge herauszukommen.

Jetzt sah sie das offene Meer vor sich.

Eine zweite, dunkle, hin und wieder blitzende Fläche, die von einigen Felsköpfen unterbrochen wurde, wenn sie aus dem Wasser schauten und vorwitzig nach irgendwelchen Booten Ausschau hielten. Ihnen mußte sie entgehen. Sie konnte auch noch nicht den Außenborder anlassen. Erst wenn sie das offene Wasser erreicht hatte, würde sie den kleinen Motor starten.

Karen wollte nicht fliehen, auch wenn es im ersten Moment so aussah. Sie würde nahe der Insel bleiben und war fest entschlossen, ihren Plan durchzuführen.

Einen Plan, der auch sie in Lebensgefahr brachte...

Das Jenseits war ein nebliges Gebilde, durch das ich schauen konnte und die Dinge, die dahinter lagen, nur schwach erkennen konnte. Ich hörte Stimmen, ich sah Bewegungen, vernahm manchmal ein Lachen, dann tauchten Gesichter auf. Ich spürte, wie man mich packte und sogar anhob, aber ich brachte die Dinge, die geschehen waren, nicht alle in die richtige Reihenfolge.

Es gibt gewisse Taktiken, die ich immer einhielt, wenn mir etwas passiert war.

Erwachte ich zum Beispiel aus der Bewußtlosigkeit, so versuchte ich jedesmal, zurückzublenden und mich zu erinnern.

Was war geschehen?

Ich hatte unter zwei Möglichkeiten wählen können und war in den Schacht gesprungen.

Der rasende Fall, das Aus, das es eigentlich hätte sein müssen. Aber ich lebte, und die Gestalten, die ich hinter dem Schleier sah,

waren keine Engel oder feinstoffliche Wesen, sondern diejenigen Personen, die mich hatten ins Jenseits befördern wollen.

Celestes Dienerinnen!

Sie bewegten sich hinter dem Schleier, der vor meinen Augen lag. Sie riefen sich auch gegenseitig etwas zu. Worte und knappe Sätze, die wie Befehle klangen.

Ich war gefallen und trotzdem nicht gestorben.

Irgend etwas mußte mich aufgehalten und meinen rasenden Fall gestoppt haben. Aber was?

Dennoch war ich bewußtlos geworden und hatte auch an den Folgen zu leiden. Etwas stimmte mit meinem Kopf nicht. Zwar durchzuckten ihn keine Schmerzen, es war mehr ein dumpfes Gefühl, das sich ausbreitete. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen, bewegte die Finger, die Beine und war froh, dies zu können, denn man hatte mich nicht gefesselt.

Der Optimismus verschwand in den nächsten Sekunden, als die anderen direkt auf mich zukamen und sich mit mir beschäftigten. Es Waren mehrere Frauen, die sich bückten.

Ich spürte ihre Hände an den Seiten, auch unter den Achseln, dann wurde ich hochgehoben und weggeschleppt.

Die Frauen flüsterten miteinander. Ich verstand kein Wort, zudem wurden sie von einem anderen Geräusch übertönt.

Ein Brausen und Klatschen. Das mußten die Wellen sein, die mit ungeheurer Wucht gegen die Felsen tobten und den weißen Schaum der Brandung in die Höhe schleuderten.

Sie trugen mich weg und gingen dabei schaukelnd. Ich hatte keine Chance, an meine Waffen heranzukommen, denn andere Frauen richteten die Gewehrmündungen auf mich.

Bisher hatte ich den Himmel nicht sehen können. Jetzt änderte sich dies. Auch kühler Wind strich mir entgegen. Er brachte ebenfalls Feuchtigkeit mit, kleine Wassertropfen, die mein Gesicht benetzten.

Den Schaum der abgetriebenen Brandung.

»Legt ihn nieder!«

Die Stimme klang zwar verzerrt in meinen Ohren, ich hatte sie trotzdem erkannt.

Sie gehörte Agatha, die auf uns gewartet hatte und neben mir erschien, das Gewehr in der Hand.

Ich schaute kurz zu ihr hoch, sah das Gesicht mit den roten Augen jetzt deutlich über mir schweben und auch das scharfe Grinsen, das ihren Mund kerbte.

Dann ließ man mich los.

Wieder fiel ich, das Herz übersprang einen Schlag, ich bekam für einen Moment Panik und prallte mit dem Rücken auf etwas Hartes, das unter mir nicht glatt, sondern wellig und gebogen war.

Vier Frauen hielten mich fest. Zwei an den Armen, die beiden anderen an den Beinen.

Andere wiederum entfalteten eine fieberhafte Tätigkeit. Sie hielten Peitschen in den Händen, ich rechnete mit harten Schlägen, bis ich sah, daß es Stricke waren.

Für mich waren sie gedacht, und sie wurden um meinen Körper geschlungen und gleichzeitig um den Gegenstand, auf dem ich lag. Beobachtet wurde ich dabei von Agatha und ihrem dritten Auge, der Gewehrmündung.

Die Frauen spannten die Stricke sehr hart um meinen Körper. Sie zurrten sie regelrecht fest, verknoteten sie, und schließlich kam ich mir vor wie ein Schinken, eingeschnürt von den Fußknöcheln bis hoch zum Hals.

Agatha nickte zufrieden. Sie scheuchte die anderen zur Seite, weil sie mit mir reden wollte.

»Weißt du, wer neben dir liegt?«

»Nein, ich kann ihn nicht sehen.«

»Dein Freund.«

Ich grinste schief. »Das hätte ich mir denken können. Ist er tot, oder lebt er wie ich?«

»Ihr lebt beide. Ihr habt das Richtige gewählt.« Sie lachte. »Eine Kugel wäre auch mir zu schade gewesen. Bei dieser Art zu sterben, hat jeder etwas davon. Ihr und Celeste.«

»Wie konnten wir überleben?« Das interessierte mich in diesem Moment am meisten.

»Ganz einfach. Der Brunnen endet in einer Höhle. Ihr seid nicht auf den harten Boden gefallen. Wir haben dafür gesorgt, daß dort Schaumstoff lag, ein Material, das euch abfing, obwohl ihr fast bewußtlos wart. Der Fall war eben zu rasant, aber das war auch beabsichtigt. Ein Jahr haben wir uns Zeit gelassen, um die Fallen aufzubauen. Der Brunnen ist die beste von allen.«

»Das habe ich festgestellt.«

»Weißt du auch, wo du liegst?« Sie kniete sich hin. Das Gewehr hatte sie in die Armbeuge geklemmt. Die Mündung näherte sich meinem Gesicht und zitterte davor.

»Nein.«

»Auf Holz«, sagte sie lächelnd. »Aber auf einem ganz besonderen Holz. Wir haben es mühevoll hergeschafft, um daraus die beiden Flöße herstellen zu können. Gefesselt auf einem Floß, ins Meer geschoben, um dort eins zu werden mit Wind, Wellen und Himmel. Das ist die romantische Seite meines Sterbepplans, die andere folgt auch. Das Meer ist gefährlich«, flüsterte sie. »Besonders hier um die Insel Aguras herum, denn in der Tiefe lauert jemand, der sich sehr auf euch freut. Celeste! Weißt du nun Bescheid?«

»Ja, du brauchst nichts mehr zu sagen.«

»Wunderbar. Dann kann ich dir nur eine gute Reise wünschen. Wir werden am Ufer stehen und dich beobachten, wenn Lady Ghoul, wie du sie genannt hast, auftaucht. Sie wird euch ertränken und dann...«

Agatha lachte, als sie wieder aufstand und mit lauter Stimme den

Befehl gab, die Flöße ins Wasser zu schaffen.

»Auf daß Celeste endlich ihre Opfer bekommt!« schrie sie. Die Hand mit dem Gewehr stemmte sie in die Luft. Sie wirkte wie eine wilde Partisanin.

Wir schaukelten auf der Dünung. Die Brandung hatten wir überwunden, und es war nicht einfach gewesen. Anrollende Wellen hätten uns überspült, auch für längere Zeit unter Wasser gedrückt, so daß ich Atemnot bekam, doch rechtzeitig genug waren die Flöße wieder an die Oberfläche gedrückt worden. Jetzt klappte es besser. Die langen Wellen spielten mit uns. Mal hoben sie uns an, ließen uns sekundenlang auf dem Wellenkamm schweben, dann drückten sie uns wieder in die Tiefe, in das Tal hinein, wo uns manchmal das Wasser überschüttete.

Es folgten der Wellenberg und auch Strömungen, die es schafften, die Flöße so nahe heranzubringen, daß sie sich gegenseitig berührten, so daß wir uns auch unterhalten konnten.

»Sieht beschissen aus, John, nicht?«

»Du sagst es, Ernie.«

»Wäre eine Kugel nicht besser gewesen?«

»Keine Ahnung.« Ich hustete, weil Spritzwasser in meinen Mund gedrungen war. »Hättest du es fertiggebracht, auf mich zu schießen? Sei ehrlich?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Verdammt!« keuchte Ernie, als sich die Flöße wieder berührten. »Ich komme mir vor, als sollte ich die Hexenprobe machen.«

»So ähnlich ist es auch.«

»Haben wir trotzdem noch eine Chance?«

»Wenn du die Fesseln loskriegst.«

»Optimist.«

Er trieb rechts von mir und etwas versetzt. Den Kopf konnte ich ein wenig bewegen, der letzte Strick lag dicht unter meinem Hals und schnürte mir die Luft glücklicherweise nicht ab.

Man hatte Ernie ebenso gebunden wie mich. Aus eigener Kraft kamen wir nicht frei, das stand fest. So waren wir eine leichte Beute für diejenige, die aus der Tiefe steigen und uns töten würde. Wann kam Celeste?

Dauerte es noch Sekunden oder Minuten? Vielleicht ließ sie uns auch über die Dauer einer Stunde zappeln und die Todesangst spüren. Der Wind wehte kalt wie ein mächtiger Atem über unsere Körper hinweg. Ich fror erbärmlich und klapperte mit den Zähnen. Ernie würde es nicht anders ergehen.

Ich hatte schon versucht, mich zu bewegen, den Körper in die Höhe zu drücken, aber ich kam gegen diese Bänder einfach nicht an. Sie waren hart wie Stahlseile.

Plötzlich hörte ich den Gesang. Er stammte von Ernie. Mit lauter Stimme trällerte er ein bekanntes Volkslied.

»My bonnie is over the ocean, my bonny ist over the sea...« Er mußte husten, weil Wasser in seinen Mund schäumte, dann hörte ich ihn wild fluchen.

»Was hast du?« rief ich. »Weshalb hast du gesungen?«

»Mir hat jemand gesagt, daß man singen soll, wenn man Todesangst verspürt.«

»Und jetzt?«

»Der Rat war mies. Ich fühle mich noch ebenso elend wie vor dem Gesang.«

»Dann laß es bleiben.«

»Farewell, John Sinclair. Tut mir ehrlich leid, daß ich dich in diese Scheiße mit reingezogen habe. Ich... ich wollte es nicht, weißt du?«

Seine Stimme wurde leiser. Wahrscheinlich stieg es ihm vom Magen her hoch. Die Angst würgte.

Auch ich spürte sie.

Es war ein grauenhaftes Gefühl, das ich schon oft erlebt hatte, an das ich mich aber nie gewöhnen würde.

Sie war einfach da. Auch in tausend oder noch mehr Jahren würde sie nicht verschwunden sein. Solange es Menschen gab, hatten sie mit dieser Angst zu kämpfen.

Wir gerieten in ein Wellental und dann wieder gegen eine Querwelle. Rechtzeitig genug schloß ich den Mund, ließ die Augen aber offen, die vom Salzwasser schon brannten, und bekam den Eindruck, in Glas zu starren.

Das Wasser glitt vorbei, ich atmete wieder frei auf und hörte auch Ernie Balsams Stimme.

»Bist du noch da, John?«

»Ja, soeben.«

»Wann wird sie kommen?«

»Überhaupt nicht, hoffe ich.«

»Ha.« Er lachte sogar. »Du Optimist, du. Weißt du, ich werde jetzt noch einmal...« Auf einmal änderte sich seine Stimme. »Verflucht, John, was ist das?«

»Was denn?«

»An meinem Floß, da ist etwas. Unter mir. Da stößt etwas gegen, verstehst du?«

»Vielleicht ein Felsen oder so.« Ich glaubte daran selbst nicht, weil wir zu weit vom Ufer entfernt waren. Wahrscheinlich lauerte Celeste schon in der Nähe. Gespannt wartete ich auf eine Antwort. Sie kam nicht. »He, Ernie...«

Auch jetzt blieb es still.

Verdammt noch mal, auch ich spürte das Würgen in meiner Kehle. Verzweifelt zerrte ich an den Stricken, wollte mir etwas Bewegungsfreiheit verschaffen, es klappte nicht.

Dann rollte die Welle heran. Ich sah sie diesmal rechtzeitig genug

herankommen. Von vorn lief sie auf mich zu, erreichte zuerst die Füße, dann meine Beine und war wie ein Stück Glas, das sich immer weiter ausbreitete und mich verschlang.

Gleichzeitig drückte sie auch das Floß nach unten. Oder war es Celeste, die daran zog?

Der Gedanke an sie ließ mich nicht mehr los. Ich lag mit geschlossenen Augen und fest zusammengepreßten Lippen auf dem nassen Holzbalken und wartete darauf, daß die Welle mich wieder ausspie. Sie ließ sich Zeit. Strömungen schüttelten das Floß durch. Kräfte packten es und trieben es noch tiefer. Ich hatte furchtbare Angst davor, daß mein Floß umkippen würde. Es passierte nicht. Eine andere Welle ergriff die Unterlage und schleuderte mich wieder an die Oberfläche.

Luft holen, endlich Luft!

Ich lag auf dem schwankenden Floß und atmete keuchend ein, wobei ich gleichzeitig noch husten mußte. Ja, ich lebte.

Wie lange noch? Und was war mit Ernie Balsam geschehen? Trieb er auch weiterhin rechts von mir?

Wieder drehte ich den Kopf.

Ich sah das Floß, aber ich sah Ernie nicht!

Dieser Moment der Erkenntnis war mit das Fürchterlichste, was ich je gesehen hatte. Das Floß hatte sich gedreht, und Ernie war noch immer darauf festgebunden.

Nur konnte er keine Luft mehr holen. Er trieb mit dem Gesicht nach unten und würde jämmerlich ertrinken...

Das Bewußtsein, dies miterleben zu müssen, versetzte mir einen Schock, der sich einfach freie Bahn verschaffen mußte. Ich brüllte seinen Namen.

»Ernie...!« Meine Stimme hallte über das dunkle Wasser und verlor sich im Klatschen der Wellen. »Ernie, verdammt...«

Eine Antwort bekam ich nicht. Ich konnte sie einfach nicht bekommen. Vielleicht war er schon tot. Vielleicht hatten wir auch alles falsch angefangen. Vielleicht wäre eine Kugel wirklich besser gewesen — wer konnte das schon wissen?

Mir liefen Tränen über das bereits nasse Gesicht. Tränen der Wut, der Hoffnungslosigkeit, der Angst, es kam alles zusammen. Ernies Floß schaukelte im gleichen Rhythmus auf und nieder wie das meinige. Die Stricke liefen als hellere Streifen um die zusammengelegten Holzbarken. Das Floß selbst hob sich kaum von der Wasserfläche ab, aber etwas anderes erschien.

Dicht neben dem Rand kroch aus der Tiefe etwas hervor. Eine Hand, ein Arm, hell schimmernd, wobei sich die Hand auf das Floß legte. Ich kannte sie, ich hatte sie in London gesehen.

Es war Celeste!

Agatha und ihre Schwestern hatten das Versprechen eingelöst. Celeste war gekommen, um sich die Opfer zu holen. Sie würde ihrem Kampfnamen Lady Ghoul alle Ehre machen.

Noch beschäftigte sie sich mit Ernie. Mir aber warf sie einen Blick zu. Sie war keine Riesin mehr, das Haar klebte wie nasser Tang auf ihrem Kopf. Bleich waren Gesicht und Körper, aber die Augen leuchteten in einem kalten Rot.

Jetzt hielt sie den Mund offen, als sie den Kopf drehte und sich mit den angewinkelten Armen auf dem Rand des Floßes abstützte. Sie präsentierte mir ihre Zähne.

Ein perfektes Ghoul-Gebiß!

Wer es sah und wußte, wozu diese Wesen fähig waren, konnte nur sein letztes Gebet sprechen.

Sekundenlang starrten wir uns an. Celeste bewegte die Lippen, als wollte sie mir etwas sagen. Vielleicht sprach sie auch, aber ihre Worte gingen im Klatschen der Wellen unter.

Dann kümmerte sie sich um Ernies Fesseln.

Ich hätte die Stricke nur mit einem Messer durchtrennen können, sie aber besaß die entsprechenden Zähne, die an das Gebiß der Piranha-Fische erinnerten. Ein Seil war für sie kein großes Problem.

Wie ein Hamster den Holzstamm, so nagte sie die Stricke kurzerhand durch. Es dauerte nur Sekunden, bis die ersten beiden rissen, dann folgten die anderen und klatschten ins Meer.

Unter dem Floß löste sich ein Schatten.

Ernies Leiche trieb ab. Ich wünschte mir, daß sie wegtrieb und nicht in Celestes Klauen fallen würde, aber Lady Ghoul hatte aufgepaßt. Mit einer geschickten Rolle tauchte sie unter und schwamm hinter der abtreibenden Leiche her. Jetzt wußte ich, welches Schicksal mir bevorstand. Celeste würde wieder auftauchen, auch mein Floß umkippen, dann die Stricke zernagen und mich als Beute...

Bei diesen Aussichten schüttelte mich die nackte Angst. Wie lange würde meine Galgenfrist dauern? Minuten nur?

Ich hatte Ghouls beobachtet, die ihr schauriges Mahl hielten. Das konnte schnell vorbei sein, aber auch länger dauern.

Und Celeste würde mich zappeln lassen. Ich kannte sie zwar nicht so genau, schätzte sie allerdings so ein.

Bei jeder Welle, die an-und mich überrollte, steigerte sich meine Angst. Sie war für Celeste das ideale Versteck. Ich konzentrierte mich auf das Floß.

Blieb es ruhig, wurde es von unten angestoßen, geschüttelt oder gedreht?

Noch passierte dies nicht, aber in meiner Vorstellung existierten plötzlich Bilder, wie es wohl sein würde, wenn jemand auf schreckliche Art und Weise ertrank.

Es mußte einfach grausam sein. Dieses Verlangen nach Luft und das Wissen, nicht atmen zu können...

Ich dachte nicht mehr weiter, denn etwas hob das Floß hoch und schleuderte es wieder an die Oberfläche.

Nicht Celeste!

Ich riß den Mund auf. Wasser rann über mein Gesicht, tropfte auch in den Mund, ich keuchte wild, ich hustete, und meine Angst näherte sich schon fast der Wahnsinnsgränze.

Aber ich hörte etwas.

Es war ein ungewöhnliches Geräusch, das nichts mit dem Klatschen der Wellen zu tun hatte.

Zuerst glaubte ich, daß mir meine Ohren einen Streich spielen würden, daß sie durch das eindringende Wasser geschädigt worden waren, aber das Geräusch blieb.

Tuckern und Knattern. Wie ein Motor!

Dann kam der Schatten. Er näherte sich von der Backbordseite meinem kleinen Floß, das in diesem Augenblick einem Wellenkamm entgegnritt. Ein Boot tauchte auf. Mit meinen Rettern an Bord?

Das Boot war da, es senkte sich zusammen mit dem Floß, gleichzeitig erschien über der Bugkante ein Gesicht.

Es war jung, es war verzerrt, es besaß rote Augen, und es gehörte einer jungen Frau. Karen!

War sie gekommen, um mich zu töten? Mir den Gnadenschuß zu geben wie einem alten Pferd? »Ich hol' dich raus!« schrie sie. Zuerst glaubte ich, mich verhöhnt zu haben. Sie wollte mich rausholen?

Sie — eine der Celeste-Dienerinnen?

Es war mir nicht nur unbegreiflich, ich konnte es auch kaum fassen. Durch die Kraft des Hilfsmotors gelang es ihr relativ gut, in meiner Nähe zu bleiben.

Aber wie würde sie es bewerkstellen? Außerdem drängte die Zeit. Jede Sekunde konnte Celeste erscheinen und noch alles klarmachen. Karen war geschickter und schlauer, als ich angenommen hatte. Sie stand im Boot und sprang plötzlich. Dabei hielt sie eine Leine in der

Hand, die sie mit dem Kahn verband. Den Motor hatte sie abgestellt. Sie schwebte für einen Moment über mir wie ein großer Vogel, dann prallte sie auf das Floß und krachte auch auf meine Beine. Die Unterlage begann zu schwanken, sie kippte leicht. Ich befürchtete schon das Schlimmste, und sie rutschte auf dem nassen Holz ab. Neben mir verschwand sie im Wasser.

Ich zitterte um jede Sekunde. Mein und Karens Leben hing an einem seidenen Faden. Sie tauchte wieder auf.

Plötzlich war ihr Kopf da. Die Haare lagen klatschnaß über der Stirn, das Gesicht war verzerrt, als sie sich aufstemmte und versuchte, auf das Floß zu klettern. Die Leine hielt sie noch fest.

Karen schaffte es. In ihrem jungen schlanken Körper steckten noch zahlreiche Reserven, die sie nun einsetzte, um sich auf das Floß zu stemmen. Dabei kippte es gefährlich zur Backbordseite weg. Ich bekam Angst, daß ich vollends unter Wasser geriet und brüllte: »Mach den Arm lang, Mädchen! Halt dich an mir fest!«

Sie tat es auch. Ihre Finger krallten sich in den nassen Stoff der Hose. In Flöhe der Wade hielten sie fest, und sie schob ihren Oberkörper vor. Weit hatte sie den Mund aufgerissen. Über die Lippen rann Speichel und Wasser. Die Leine hielt sie eisern fest. Sie umschlang ihr rechtes Handgelenk.

Dann lag sie schräg auf mir, drehte sich und schaute mich verzweifelt an.

»Hast du ein Messer?« schrie ich.

»Nein!« Sie heulte das Wort.

»Aber ich! Versuch, unter meine Jacke zu greifen. Da befindet sich ein Dolch!«

»Gut!«

Ihre Finger suchten einen Weg. Sie waren naß und steif geworden. Die Stricke glichen hartem Holz, aber sie schaffte es, eine Hand darunterzuschieben und in Höhe meines Gürtels nach dem Dolch zu

tasten.

»Hast du...?«

Da kam die Welle.

Sie war wie ein gewaltiges Stück Glas. Sie überspülte uns, hatte Kraft. Mir wurde das Wort von den Lippen gerissen, das Floß senkte sich der Tiefe entgegen, und ich sah die Hoffnung schon fahren. Es mußte mehr Gewicht tragen und würde Mühe haben, sich wieder aufzurichten. Lange, sehr lange blieben wir unter Wasser. Erst allmählich richtete sich das Floß wieder auf, durchbrach die Fläche, die Welle rann ab, wir konnten Luft holen und waren beide am Ende unserer Kräfte. Dennoch mußte es weitergehen.

»Ich... ich habe es!« brüllte Karen. »Ich habe den Dolch. Bitte, ich...«

»Die Seile, Karen! Schneide sie durch. Mach schnell! Celeste war schon hier.«

»Ich weiß, ich habe sie gesehen!« schluchzte sie. Klatschnaß hockte sie neben mir, war darum bemüht, das Gleichgewicht zu halten und säbelte am ersten Strick. Sie schaffte es.

Der Dolch besaß eine sehr scharfe Schneide. In der Mitte platzte der erste Strick auseinander, seine beiden Hälften klatschten rechts und links ins Wasser.

»Weiter, weiter! Wir packen es!« Ich drängte sie und machte ihr gleichzeitig Mut.

Karen kämpfte mit einer wahren Verzweiflung. Sie löste jetzt die Stricke, die sich so grausam hart um meine Brust spannten. Dann säbelte sie die Fesseln an den Beinen durch. Daß sie auch in den Stoff schnitt und ebenfalls in meine Haut, störte mich nicht. Die kleinen Wunden waren zu verkraften, auch wenn das Salzwasser sich darin festgesetzt hatte und regelrecht zubiß.

Plötzlich war ich frei!

Frei — das Wort kam mir fremd vor. Ich konnte es kaum glauben.

Ich stemmte mich etwas hoch und schaute Karen an, die nahe meinen Füßen auf dem Floß kniete, den Silberdolch festhielt und weinte. Meine Glieder waren nicht nur steif geworden, sie schienen auch aus Holz zu bestehen. Sie schmerzten, wenn ich mich bewegte. Aber ich mußte etwas tun, konnte nicht einfach liegenbleiben und daraufwarten, daß Celeste wieder erschien.

»Weiter, Karen, weiter!«

Sie war völlig von der Rolle. »Wie denn?«

Ich streckte ihr meine Arme entgegen. »Zieh mich hoch.«

Das tat sie auch. Unsere Hände waren naß. Wir mußten beide sehr hart zugreifen. Auch mein Oberkörper kam mir vor wie eingefroren. Das Herz hämmerte, ich holte durch den Mund Luft. Es war eine Wohltat, sich bewegen zu können, auch wenn ich mir vorkam wie jemand, der eine Woche im Bett gelegen hatte und mit einem ziemlich maroden Kreislauf kämpfen mußte.

»Das Boot!« schrie ich sie an. »Mädchen, das Boot! Zieh es ran! Beeile dich!«

Sie zerrte am Seil. Ich kroch auf sie zu und schielte gleichzeitig auf das Wasser, weil ich die Wellen unbedingt im Auge behalten mußte, damit sie mich nicht erwischten und vom Floß schleuderten. Gemeinsam zerrten wir das schwere hölzerne Ruderboot mit dem Außenborder zu uns hin.

Es waren nicht mehr als zwei Yards, als es passierte. Zwischen unserem Floß und dem Ruderboot erschien ein Kopf, eine Schulter und eine gekrümmte Hand aus dem Wasser.

Celeste war da!

Wir hatten natürlich damit rechnen müssen, dennoch waren wir beide geschockt, als sie plötzlich auftauchte und auch angreifen wollte. Ich verdaute ihren Anblick besser als Karen, die einen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Sie saß wie steifgefroren da, während Celeste mit einer Hand nach dem Seil griff und es Karen aus der Hand zerren wollte. Da es aber um ihr Gelenk geschlungen war, würde Lady Ghoul das Mädchen ins Wasser zerren.

Das schoß mir innerhalb von Sekundenbruchteilen durch den Kopf. Auf meine eigene Schwäche konnte ich keine Rücksicht nehmen, ich mußte etwas tun und riß Karen den Silberdolch aus der Hand. Da schnellte Celeste hoch. Sie hatte ihr Maul weit aufgerissen und wollte das Seil durchbeißen, was sie mit einem Biß geschafft hätte, aber ich war um die berühmte Idee schneller.

Meine Rechte fuhr nach unten.

Und mit ihr der Dolch!

Genau in der Kopfmittle drang er durch die nassen, tangartigen Haare. Auch die Kopfhaut leistete keinen Widerstand, irgendwie war sie weich, so daß die Klinge in den Schädel dringen konnte.

Ich ließ sie nicht dort stecken, riß sie wieder hervor, und gleichzeitig schoß der Schwall einer dicken Flüssigkeit aus der klaffenden Wunde und schwappte wie Sirup über meinen Handrücken.

Celeste sank zurück. Ihr Kopf kippte dabei nach hinten, sie schaute mich plötzlich starr an, und ich wußte nicht, ob ich sie erledigt hatte, während neben mir Karen hockte und schrie.

Celeste wurde verschluckt. Das Wasser fraß sie, die Tiefe saugte sie auf.

»Ins Boot...!« brüllte ich.

Meine sich überschlagende Stimme riß Karen aus ihrer Lethargie. Sie bewegte sich wieder. Ich holte den Kahn mit dem Außenborder dicht an unser Floß.

»Du zuerst! Aber laß mir die Leine!«

Sie stand auf. Ihre Knie zitterten. Es war nicht einfach, vom Floß her auf das Boot zu klettern.

Sie warf sich einfach nach vorn. Ging dabei das volle Risiko des Abtreibens ein, hämmerte so wuchtig auf die Bordkante, daß ich sogar den Aufprall hörte, und fiel auf die Planken.

Sie war zunächst mal in Sicherheit.

Jetzt kam ich an die Reihe.

Das Hinstellen bereitete mir große Mühe. Zudem rollte eine höhere Welle heran. Vor ihr wollte ich weg.

Ich sprang und warf mich vor. Es sah lächerlich aus, aber ich war einfach noch zu steif.

Dann schlug auch ich auf die Planken und brachte den Kahn in gefährliche Schwankungen. Karen hatte sich noch immer nicht getraut, sich aufzusetzen. Wir wurden auf einen Wellenkamm getragen und fielen wieder ins Tal.

Ich kroch zum Heck.

Auch Karen kniete.

Wir schauten uns an. Unsere Gesichter befanden sich kaum eine Handspanne voneinander entfernt. Sie zitterte, sie bebte, aber etwas war bei ihr anders geworden.

»Mädchen«, flüsterte ich, »deine Augen...«

»Was ist damit?«

Jetzt lächelte ich. Ein warmes, echtes, herzliches Lächeln, nicht gekünstelt wie bei vielen Politikern. »Sie sind wieder normal, Karen. Nicht mehr rot!«

Groß und staunend blickte sie mich an. »Tatsächlich?« fragte sie. »Lügst du nicht?«

»Nein!«

Dann rieb sie durch ihre Augen, die plötzlich tränten. »Sie sind wieder dunkel, nicht?«

»Wie Perlen«, sagte ich. »Wie schwarze Perlen.« Diesen Trost brauchte sie einfach.

Karen nickte. Sie fiel mir in die Arme. Wir knieten voreinander und

spürten uns. »Es tut gut«, sagte sie leise. »Du bist ein Mensch, die anderen sind...«

»Auch Menschen«, sagte ich, »nur eben fehlgeleitete... Wir müssen uns um sie kümmern, Karen.«

»Du willst zur Insel?«

»Natürlich.« Ich schaute zurück auf die beiden Flöße. Sie waren leer. Aber eines von ihnen hatte seine Aufgabe erfüllt, die Agatha und die anderen ihm zugebracht hatten.

»Kennst du dich mit dem Motor und dem Ruder aus?« fragte sie zitternd.

»Sicher.«

Am Heck fand ich meinen Platz und zog zweimal heftig an der Anlasserschnur.

Der Motor war noch warm. Es klappte sofort. Ich spielte am Gashahn und spürte auch die Kraft, die das Boot voranschob. In meinen Augen lag ein harter Zug. Ich wußte nicht, ob ich Celeste endgültig vernichtet hatte. Vielleicht würde sich das erst auf der Insel herausstellen.

Und dort wollte ich die Regie übernehmen!

Ich hatte Karen geraten, die Insel nicht zu betreten und sich zwischen den Felsen zu verstecken.

Sie war froh, zurückbleiben zu können. Noch in Deckung der Klippen überprüfte ich meine Waffen und fand sie okay.

Karen drückte mir beide Hände, bevor ich ging.

»Wenn wir wieder in London sind, feiern wir dann?«

Ich zwinkerte ihr zu. »Wir feiern so, daß sich die Balken biegen werden.«

»Ja, toll...«

Dann ging ich.

Einsame Inseln zu erkunden, gehörte zwar nicht zu meinen

leichtesten Übungen, aber ich hatte darin eine gewisse Routine, denn schon mehrmals war ich auf einem unbekannten Eiland auf mich allein gestellt gewesen und hatte ohne großartige Rückendeckung gegen dämonische Feinde angehen müssen.

Dämonen bildeten im Moment nicht die große Gefahr. Es waren vielmehr die Frauen mit ihren Gewehren. Wenn sie tatsächlich damit umgehen konnten, würde ich es verdammt schwer haben, überhaupt in die Nähe ihrer Häuser zu gelangen.

Den Weg zu ihren Bauten kannte ich mittlerweile. Bevor das Gelände anstieg, wartete ich zunächst einmal ab und duckte mich hintereinem Felsen.

Ich konnte nicht sagen, ob sie etwas bemerkt hatten, jedenfalls war von ihnen nichts zu sehen. Die Frauen schienen sich in den Häusern verkrochen zu haben.

Hinter einigen Fenstern sah ich schwach das Licht der Kerzen, es krochen auch dünne Rauchstreifen aus manchen Schornsteinen, aber keine Spur von Leben.

Die Insel jedenfalls hatten sie nicht verlassen, das stand fest. Das schwarze Schiff ankerte nach wie vor in der kleinen Bucht. Zweimal mußte ich niesen. Die Kleidungsstücke klebten wie nasse Lappen an meinem Körper. Deshalb spürte ich um so mehr den Wind, der ziemlich unangenehm war.

Bewegung war das beste.

Ich verließ meine Deckung und lief den Häusern entgegen. Abermals nur geduckt und immer wieder Schutz suchend. Wer jetzt auf mich zielte, würde es schwer haben, einen Treffer zu landen. Ich kam gut durch. Nicht einmal sah ich das Blinken eines Gewehrlaufs im Mondlicht, nicht einmal wurde auf mich gefeuert. Die Ruhe kam mir schon fast verdächtig vor.

Ich erreichte das erste Haus.

Genau wie vor knapp zwei Stunden. Nur stand diesmal niemand mit

einer Waffe hinter mir.

Dafür zog ich meine Beretta und schritt schnurstracks auf die Haustür zu, wo ich auch nicht lange zögerte und sie kurzerhand aufriß. Mit der Waffee zielte ich in einen leeren Wohnraum. Das heißt, einfache Möbel standen dort verteilt. Im Kamin brannte sogar ein Feuer, ansonsten sah ich niemand.

Ich zog mich wieder zurück.

Die Gärten lagen zwischen den Häusern. Sie wurden von schmalen Wegen durchzogen, über die ich schritt und mir ein Haus nach dem anderen vornahm.

Ich fand sie leer.

Das war doch nicht möglich. Hatten die Frauen die Insel verlassen? Als ich das letzte Haus durchsucht hatte und den Blick nach rechts drehte, wo sich ein Hang lang in die Höhe schob, entdeckte ich noch ein Gebäude. Es war sehr flach und mit seiner Rückseite direkt an den Hang gebaut worden. Da man es aus dunklen Steinen errichtet hatte, »verschmolz« es mit dem Hangschatten.

Hinter den Fenstern leuchtete kein Licht. Es war das einzige dunkle Gebäude.

Das machte mich mißtrauisch.

Also ging ich nicht schnurstracks auf das Haus zu, sondern schlug einen Bogen und freute mich über eine Hecke, die mir die nötige Deckung gab, um mich dem Ziel ungesehen nähern zu können.

Als ich die einzelnen Fenster schon in der Hauswand ausmachen konnte, vernahm ich das Murmeln.

Es war im Haus aufgeklungen und hörte sich an wie ein dumpfes Summen, als wären zahlreiche Bienen dort versammelt. Es wurde auch hell im Innern. Das geschah in Etappen. Ich ging davon aus, daß die dort versammelten Frauen der Reihe nach Kerzen anzündeten.

Ich bewegte mich weiter auf das Gebäude zu. Mit wenigen langen Schritten hatte ich die Wand erreicht, preßte mich dagegen und blieb

dicht vor der Tür stehen.

Auch ein Fenster lag in meinem Blickwinkel. Ich brauchte nur etwas den Kopf zu drehen.

Der Blick durch die Scheibe brachte mir viel. Bis auf Karen waren alle versammelt, und sie hatten sich jeweils an den Wänden aufgebaut, um auf eine Person freies Blickfeld zu haben.

Es war Agatha, ihre Anführerin. Sie stand in der Mitte und hielt mit beiden Händen etwas fest, das wie ein irthes Brett aussah. Daran allerdings wollte ich nicht glauben. Ich erinnerte mich an das Fundstück, von dem sie gesprochen hatte. Es war eine alte Tafel mit magischen Sprüchen gewesen. Wenn ich mich nicht sehr irrte, hielt Agatha genau die Tafel in den Händen.

Die anderen Frauen redeten nicht mehr. Sie konzentrierten sich auf ihre Anführerin, die den Mittelpunkt des Raumes bildete, in dem es keinerlei Möbelstücke gab.

Ich hatte mich bei meinen Beobachtungen nicht geirrt. Als Beleuchtung dienten tatsächlich einige Kerzen. Sie steckten in dunklen, mehrarmigen Holzleuchtern, die wie Arme von den Wänden hingen. Was Agatha den anderen mitteilte, war für mich nicht zu hören. Aber ich wollte es mitkriegen. Zudem hatte ich gesehen, daß die Frauen unbewaffnet waren.

Ich schlich auf die Tür zu. Jetzt, aus der Nähe gesehen, erkannte ich, daß sie stabil gebaut war. Man mußte sie frisch gestrichen haben, denn ich roch ihre Farbe.

Eine Klinke gab es auch. Kaum hatte ich sie berührt und einen leichten Druck ausgelöst, da stellte ich fest, daß sie ziemlich lose angebracht worden war.

Sie funktionierte überhaupt nicht. So brauchte ich nur gegen die Tür zu drücken, um sie zu öffnen.

Für mein Vorhaben war das Haus ziemlich günstig gebaut worden. Der Hang schützte es gegen den scharfen Meerwind aus westlicher

Richtung, und ich brauchte nicht mit einem Durchzug zu rechnen, der das Licht der Kerzen flackern ließ.

Agatha redete.

Durch den Spalt drang ihre Stimme an mein Ohr. Ich konnte mir ein knappes Lächeln nicht verbeißen, als ich vernahm, was sie alles erzählte. Es drehte sich um Fady Ghou, aber sie war nicht mehr froh. Ihre Stimme klang deprimiert und gleichzeitig haßerfüllt.

»Sie leidet!« keuchte Agatha und verzog das Gesicht, als würde sie das Leiden der Celeste selbst spüren. »Sie leidet schwer, man hat ihr Böses angetan. Auch ich spüre diese Schmerzen, denn sie sind auch meine.«

»Was kann man tun?« fragte eine Stimme.

»Hoffen, daß sie überlebt. Sie hat sich vorher gestärkt, aber sie will nicht mehr im Wasser bleiben. Wir haben den einen Mann unterschätzt, ich dachte es mir gleich.« Während sie die Tafel festhielt, zitterten ihre Hände. Plötzlich begann sie zu schreien. Es war mehr ein unheimlich klingendes Heulen. Sie konnte sich auch nicht auf den Beinen halten, kippte nach vorn, fiel auf die Knie und ließ sich nicht mehr auf die Füße helfen. Sie wollte in dieser Haltung bleiben, senkte noch den Kopf und drückte ihre Stirn gegen die Tafel mit den geheimnisvollen Schriftzeichen.

Mein Blick glitt von Agathe weg und traf die Gesichter der übrigen Frauen. Auf ihren Zügen malte sich auch der Schmerz ab, den Celeste und Agatha spürten.

Sie litten mit.

Und die Frau sprach weiter. Unterbrochen durch ein Schluchzen und durch wildes Kopfschütteln.

»Man will sie uns nehmen!« sprach sie gegen den festgestampften Lehm Boden. »Man will sie uns wegnehmen, unsere Königin, unsere Herrin, aber das lasse ich nicht zu. Dürfen wir es zulassen?« schrie sie mit lauter Stimme.

»Nein!«

Ein Chor hatte ihr geantwortet und ihr wieder Mut gegeben, so daß sie sich langsam aufrichtete.

Ich hielt die Zeit für gekommen, mich zu zeigen. Während sich Agatha noch bewegte, zog ich die Tür weiter auf und vergrößerte den Spalt. Ich hatte noch nicht feststellen können, ob sie mich gesehen hatte. Es war möglich, sie zeigte noch keine Reaktion.

Breitbeinig blieb sie knien, die Tafel gegen ihre Brust gedrückt, die Augen halb geschlossen.

Jetzt war die Tür offen.

Alle Anwesenden schauten nur auf Agatha, mich nahm man überhaupt nicht zur Kenntnis.

Und doch wehte Wind in den Raum, der über die Flammen der Kerzen strich, sie flackern ließ, so daß Lichtinseln und zuckende Schatten entstanden.

Agatha hob als erste den Kopf.

Sie konnte direkt auf die Tür starren, sah mich und tat nichts. Die Überraschung, das Erstaunen war einfach zu groß.

Sie starrte mich nur an.

Ich sprach die ersten Worte. »Jetzt habe ich die Waffe, Agatha!« Die Mündung wies auf ihren Oberkörper...

Zahlreiche Köpfe bewegten sich. Rote Augenpaare richteten sich auf mich. Bleiche, vom Kerzenschein angemalte Gesichter wirkten wie in den Raum hineingestellte geisterhafte Hologramme. Ich hörte das schwere Atmen, die akustische Angst, aus diesen Reaktionen hervor und ging einen Schritt in das Haus hinein.

»Er ist da!« sagte jemand.

»Ja, er hat es geschafft.«

»Er entkam der Hölle!«

»Und er hat sie verletzt!« schrie Agatha plötzlich, als sie

hochsprang.

»Er hat sie verletzt! Er hat unsere Königin verletzt. Er hat Celeste geschändet!« Sie holte durch die Nase Luft. »Er ist ein Schänder, er muß noch schlimmer sterben!«

»Bist du dir sicher?«

»Ja!«

»Es wird jemand sterben!« versprach ich. »Und zwar Celeste. Sie steht auf meiner Liste. Ich warte auf sie. Sollte sie noch nicht vernichtet sein, werde ich sie umbringen.«

»Du hast ihr Leid zugefügt!« klagte mich Agatha an. »Du bist derjenige, der sie hat leiden lassen. Ein uraltes Lebewesen, einen lebendigen Beweis der Geschichte, und ich muß mit ihr leiden. Ich spüre ihre furchtbaren Schmerzen und Qualen, als wären sie die meinen. Es geschieht etwas mit mir. Die Tafel überträgt es. Du hast sie... du hast sie...« Agatha begann plötzlich zu zittern. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen. Es war ein furchtbares Bild. »Du hast sie in den Kopf... Du hast sie... ohhh... mein Kopf, mein Kopf...«

Sie litt nicht nur mit, das furchtbare Grauen vollzog sich bei ihr nach. Noch deutlicher war mir die Szene auf dem Floß in Erinnerung geblieben, als ich den Dolch nach unten gerammt hatte. Agatha, die so sehr mit Celeste verbunden war, besaß plötzlich die gleiche Wunde.

Aus ihrem Haar drang eine dunkle Flüssigkeit und verteilte sich dort. Das Blut rann über die Stirn, das Gesicht, den Hals, versickerte in der Kleidung.

Sie stand da und litt mit. Sie konnte nicht sterben, denn Celeste starb auch nicht.

Das schlimme Bild prägte sich ein. Als wäre sie stigmatisiert, wie man es von manchen Erscheinungen bei Kindern oder jungen Frauen her kannte, so reagierte auch Agatha.

»Celeste...!« Schaurig brüllte sie los. Der Name jagte gegen unsere

Ohren. Er fand seinen Weg auch nach draußen, wo er über einen Teil der Insel hinwegtobte.

Sie bekam Antwort.

Wieder ein Schrei. Diesmal heller, nicht so röhrend. Und auch ein Satz, der folgte.

»Ich bin hier. Ich komme! Ich helfe euch...!«

Kaum war die Antwort aufgeklungen, flirrte ich herum, mit einer dicken Gänsehaut auf dem Rücken, die an Stärke noch mehr zunahm, als ich Celeste sah.

Das Mondlicht reichte aus, um sie gut erkennen zu können. Zudem war sie nicht weit entfernt. So nackt wie ich sie im Meer erlebt hatte, war sie auch jetzt.

Und doch hatte sich etwas verändert.

Nicht nur die Wunde auf ihrem Kopf, nein, sie trug etwas in der rechten Hand, das wie ein bleicher Stab aus der Faust hervorragte und während der Gehbewegungen schaukelte.

Es war ein langer, bleicher Knochen. Ich ging jede Wette ein, daß er zum Skelett meines Begleiters Ernie Balsam gehörte...

Agatha war vergessen, die übrigen Frauen ebenfalls. Für mich zählte nur noch Celeste und deren Vernichtung.

Ich blieb nicht im Haus.

Schnell schritt ihr entgegen und zog meinen Bumerang hervor. Lady Ghoul, das Top-Modell, die Frau, der man eine sagenhafte Karriere vorausgesagt hatte, wankte und schwankte bei jeder Vorwärtsbewegung. Sie hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Aus der Wunde floß nichts mehr von ihrer dämonischen Flüssigkeit, das Zeug hatte sich auf ihrem Körper verteilt und dort ein schlimmes Muster hinterlassen.

Sie wollte mich töten.

Ich holte aus.

Ihr Gesicht, das Titelbilder zahlreicher Magazine geschmückt hatte, war nur mehr ein verzerrtes Etwas und wirkte trotzdem wie eingefroren. Manchmal breitete sie die Arme aus, um überhaupt das Gleichgewicht halten zu können.

Auch Agatha mußte sie gesehen haben.

Hinter ihr rührte sie: »Komm, Celeste, komm zu uns, deinen Dienerinnen. Wir werden dich pflegen, werden dich...«

Ich schaute kurz zurück.

Agatha hatte es nicht mehr auf ihrem Platz gehalten. Sie wollte das Haus verlassen und ihrer Königin entgegengehen.

Dagegen hatte ich etwas.

Ich nahm noch einmal Maß — und schickte die silberne Banane auf die Reise. Mit aller Kraft!

Celeste merkte auch, was auf sie zukam, blieb plötzlich stehen, das genau war ihr Fehler.

Der Bumerang traf hundertprozentig!

Er löste den Kopf vom Körper. Es war nicht wie bei einem Menschen, eher mit einer Figur zu vergleichen, denn so ähnlich hatte sie auch ausgesehen.

Sie kippte, sie starb lautlos, es gab keine Lady Ghoul mehr. Höchstens noch die schreckliche Erinnerung an sie. Ich wollte zu ihrgehen, aber andere Geräusche hielten mich davon ab.

Es war ein Knirschen und Knacken, als würde jemand auf Porzellan schlagen.

Auch diese Szene würde ich nicht vergessen. Agatha war wieder zu Boden gesunken. Sie hatte es schon geschafft, das Haus zu verlassen. Jetzt lag sie auf der Seite. Zwischen ihren Fingern zerbröselten die letzten Reste der Tontafel.

Und sie selbst?

Ich ging näher, bückte mich und sah, daß Agatha das gleiche Schicksal getroffen hatte wie Celeste.

Mit einem würgenden Druck im Magen richtete ich mich wieder auf. Die anderen Dienerinnen der Celeste verließen das Haus. Sie gingen langsam und stumm.

Ihre Augen hatten den roten Farbton verloren. Völlig normal, wenn auch verstört und verschüchtert wanderten ihre Blicke zwischen Agatha, Celeste und mir hin und her.

»Ihr könnt Agatha begraben!« erklärte ich und wandte mich ab. Ich hatte keine Furcht davor, daß sie mir in den Rücken schießen würden. Neben Celestes Kopf lag mein Bumerang, der nicht wieder zu mir zurückgekehrt war.

Ich hob ihn auf und steckte ihn ein.

Von der Schönheit des Körpers war nicht mehr viel übriggeblieben. Die Haut wirkte jetzt wie graue Asche, und rote Pupillen sah ich auch nicht mehr. Das Gesicht besaß überhaupt keine Augen. Sie waren nach innen gerutscht.

Ohne mich noch einmal umzusehen, ging ich in Richtung Strand, wo Karen auf mich wartete. Sie wollte ich mit von der Insel nehmen. Was mit den übrigen Frauen geschah, war mir egal. Sie hatten den Weg hierher gefunden und würden auch wieder zurückkehren.

Im Boot wartete das junge Mädchen zitternd. Als ich kam, atmete sie erleichtert auf.

»Ich... ich habe Schreie gehört«, sagte sie.

»Es waren die anderen.«

»Und? Hast du gewonnen?«

»Ja, wir können fahren.«

Durch einige Manipulationen an der Kabel-Elektrik schaffte ich es, den Motor des Leihbootes wieder zum Laufen zu bringen. Wir verließen die Bucht und kamen auch gut zwischen Felsen und Klippen durch. Karen hatte Decken gefunden, in die wir uns einhüllten. Irgendwann, wir befanden uns bereits auf hoher See,

begann Karen zu sprechen. »Manchmal, da geht man den falschen Weg, so wie ich.«

»Na ja, es ist sogar verständlich, wenn man so jung ist wie du. Wichtig ist doch, daß man erkennt, wie falsch der Weg gewesen ist. Es hat keinen Sinn, sich Verbindungen oder Gruppen anzuschließen, die ein völlig neues Leben garantieren und Götzen anhimmeln oder anbeten, die einfach schlecht sind.«

»Stimmt.« Karen nickte. »Kann es nicht auch an der Zeit liegen, John, daß so etwas passiert?«

»Das will ich nicht bestreiten. Die Zeit ist so geworden. Der Mensch sucht andere Wege. Leider sind es nicht immer die richtigen, wie du ja auch erlebt hast.«

»Sicher.«

In den Morgenstunde erreichten wir den kleinen Hafen, wo wir anlegten. Die ersten Fischer waren schon auf den Beinen und standen dicht vordem Auslaufen.

Sie schauten uns fragend an, als wir das Deck des Bootes verließen und mit keinem Wort eine Erklärung abgeben.

Özal hatte gewartet. Er war die Nacht über aufgeblieben, schaute mir ins Gesicht, sah den Ausdruck meiner Augen und wußte Bescheid. Er weinte, als er vom Tod des Ernie Balsam hörte. »Jetzt«, so sagte er, »hat es beide erwischt.«

Ich gab keine Antwort, sondern schaute über den Hafen hinweg und den ersten auslaufenden Fischerbooten hinterher.

Ein neuer Tag begann. Ein Tag, der Glück und auch Leid brachte. So war es nun einmal auf dieser Welt...

ENDE

[2] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«